

A shovel is stuck upright in the ground next to a freshly dug hole. The shovel has a wooden handle and a metal head. The ground is dark brown soil. In the background, there is a tree with green leaves and several red apples. The scene is outdoors, possibly in a rural or farm setting.

Lawrence Block **VERLUSTE**

FUNNY CRIMES bei SHAYOL

3901 – Malcolm Pryce, *Aberystwyth Mon Amour*

3902 – Joe R. Lansdale, *Wilder Winter*

3903 – Olivier Mau, *Myrtille am Strand*

3904 – James Crumley, *Land der Lügen*

3905 – Joe R. Lansdale, *Rumble Tumble*

3906 – Lawrence Sanders, *Verluste*

3907 – Dieter Paul Rudolph, *Menschenfreunde* (in Vorbereitung)

Lawrence Block

Verluste

Roman

Deutsch von Katrin Mrugalla

LESEPROBE

FUNNY CRIMES

Herausgegeben von Richard Betzenbichler

SHAYOL

FUNNY CRIMES bei SHAYOL
»Verluste«

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel »Everybody Dies«
bei William Morrow and Company, Inc.

Verantwortlich für das Programm der Reihe FUNNY CRIMES
ist Richard Betzenbichler: funny-crimes@web.de

Lawrence Block, *Verluste*
Erste Auflage: Februar 2008

Original © Lawrence Block 1998
Übersetzung © 2006 by Richard Betzenbichler
© dieser Ausgabe: SHAYOL.NET e.V., Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Published in agreement with the author
c/o BAROR INTERNATIONAL, Inc., Armonk, New York, USA

**Strophen des Gedichts von Omar Chayam
in der Übersetzung von Adolf Friedrich von Schack**

Redaktion: Hannes Riffel und Richard Betzenbichler
Korrektur: Martin Schloßbauer
Titelgestaltung: Fotodesign Sigrun Lenk, Freising
Umschlaggestaltung und Satz: Ronald Hoppe
Herstellung: AAD TRESCOM GmbH, Berlin

SHAYOL Verlag
Bergmannstraße 25
10961 Berlin
E-Mail: verlag@shayol.net
Internet: www.shayol-verlag.de

ISBN 978-3-926126-75-7

*Für KNOX BURGER und KITTY SPRAGUE
und zum Gedenken an ROSS THOMAS*

DANKSAGUNG

Der Autor dankt der Ragdale Foundation in Lake Forest, Illinois, wo dieses Buch geschrieben wurde, für ihre großzügige Unterstützung. Sein Dank gilt außerdem den folgenden Örtlichkeiten, allesamt in Greenwich Village, in denen die Anfänge dieses Buchs entstanden: Writer's Room, Caffè Lucca, Caffè Vivaldi, Peacock Caffè, der Zweigstelle der New York Public Library am Jefferson Market und dem Coffee Shop im Barnes & Noble am Astor Place.

From too much love of living
From hope and fear set free
We thank with brief thanksgiving
Whatever gods may be
That no life lives forever,
That dead men rise up never;
That even the weariest river
Winds somewhere save to sea.

A. C. SWINBURNE, ›The Garden of Proserpine‹

Everybody dies.

JOHN GARFIELD in *Body and Soul*

Everybody dies.

RANDY NEWMAN, ›Old Man‹

At the door of life, by the gate of breath,
There are worse things waiting for men than death.

A. C. SWINBURNE, ›The Triumph of Time‹

KAPITEL 1

»Mein Gott«, sagte Andy Buckley und trat auf die Bremse. Der Cadillac kam abrupt zum Stehen. Ich schaute hoch und sah etwa zehn Meter vor uns mitten auf der Fahrbahn einen Hirsch stehen. Es heißt ja immer, Wild starre völlig verunsichert und fassungslos in die blendend hellen Scheinwerfer, aber auf dieses Exemplar traf das ganz und gar nicht zu. Der Hirsch hatte etwas Gebieterisches an sich, und die Straße gehörte ganz klar ihm.

»Na los, Mister Hirsch«, sagte Andy. »Beweg deinen Hintern.«

»Fahr einfach auf ihn zu«, schlug Mick vor. »Aber langsam.«

»Du bist wohl scharf auf eine Ladung Wildbret für deine Tiefkühltruhe?« Andy ging von der Bremse, und der Wagen rollte langsam vorwärts. Der Hirsch ließ uns erstaunlich nah herankommen, bevor er mit einem riesigen Satz von der Straße sprang und auf den Feldern am Straßenrand in der Dunkelheit verschwand.

Wir waren auf dem Palisades Parkway nach Norden gefahren, dann nordwestlich auf der R17, schließlich nordöstlich auf der 209. Als wir wegen des Hirsches anhalten mußten, befanden wir uns auf einer Straße, die zu klein war, um eine Nummer zu haben, und ein paar Meilen weiter bogen wir nach links auf den gewundenen Kiesweg ein, der zu Mick Ballous Farm führte. Wir waren kurz nach Mitternacht losgefahren, und bis wir die Farm erreichten, war es fast zwei Uhr. Auf den Straßen war nicht viel los gewesen, wir hätten also schneller fahren können, aber Andy blieb immer knapp unterhalb der vorgeschriebenen Höchstgeschwindigkeit, bremste, sobald eine Ampel auf Gelb umsprang, und überließ großzügig anderen die Vorfahrt. Mick und ich saßen hinten, und wir hatten die ganze Fahrt hindurch geschwiegen.

»Du warst schon mal hier«, stellte Mick fest, als das alte, zweistöckige Farmhaus vor uns auftauchte.

»Zweimal.«

»Einmal nach dieser Geschichte in Maspeth, daran erinnere ich mich noch. Damals bist auch du gefahren, Andy.«

»Stimmt, Mick.«

»Und Tom Heaney hatten wir damals auch dabei. Ich hatte Angst, wir würden Tom verlieren. Er war schwer verletzt, aber er hat kaum

einen Ton von sich gegeben. Naja, er ist aus dem Norden. Ziemlich einsilbiges Volk.«

Er sprach von Nordirland.

»Aber daß du noch ein zweites Mal hier warst? Wann war denn das?«

»Vor ein paar Jahren. Wir hatten die ganze Nacht durchgemacht, und dann hast du mich hier rausgefahren, um mir die Tiere zu zeigen, und damit ich alles mal bei Tageslicht sehe. Und du hast mir ein Dutzend Eier mitgegeben.«

»Jetzt erinnere ich mich wieder. Und ich wette, das waren die besten Eier, die du je gegessen hast.«

»Die Eier waren klasse.«

»Große Eidotter, und eine Farbe wie spanische Orangen. Da kann man richtig Geld sparen, wenn man sich Hühner hält und seine eigenen Eier ißt. Die Eier haben mich schätzungsweise zwanzig Dollar gekostet.«

»Zwanzig Dollar für ein Dutzend Eier?«

»Eher zwanzig Dollar pro Ei. Trotzdem – wenn sie mir aus den Eiern ein Essen macht, ist das locker so viel wert, wenn nicht mehr.«

»Sie« war Mrs. O’Gara, und sie und ihr Mann waren offiziell die Besitzer der Farm. Ähnlich war es mit dem Cadillac. Im Fahrzeugbrief und auf den Zulassungspapieren stand der Name einer anderen Person, und das gleiche galt für die Lizenz für *Grogan’s Open House*, die Kneipe, die Mick an der Ecke Fifth und Tenth besaß. Ihm gehörten einige Immobilien in der Stadt, er war Anteilseigner einer Reihe von Firmen, aber sein Name tauchte auf keinem offiziellen Dokument auf. Wie er zu sagen pflegte, besaß er nur, was er auf der Haut trug, und selbst da hätte er – hätte man ihn dazu aufgefordert – nicht beweisen können, daß die Sachen wirklich ihm gehörten. Was einem nicht gehört, war seine Devise, kann einem auch keiner wegnehmen.

Andy parkte neben dem Farmhaus. Er stieg aus dem Wagen, zündete sich eine Zigarette an und blieb ein bißchen zurück, um sie zu rauchen, während Mick und ich die paar Stufen zur rückwärtigen Veranda hinaufgingen. In der Küche brannte Licht, und Mr. O’Gara saß an dem runden Eichentisch und wartete auf uns. Mick hatte ihn angerufen, um ihn vorzuwarnen, daß wir unterwegs waren. »Sie hatten zwar gemeint, ich solle nicht aufbleiben«, sagte O’Gara, »aber

ich wollte sichergehen, daß Sie alles haben, was Sie brauchen. Ich habe eine Kanne frischen Kaffee gemacht.«

»Guter Mann.«

»Ansonsten läuft hier alles bestens. Der Regen letzte Woche kam gerade recht. Die Apfelernte dürfte dieses Jahr gut ausfallen, und bei den Birnen sieht es sogar noch besser aus.«

»Die Sommerhitze hat also keine größeren Schäden angerichtet.«

»Zumindest keine bleibenden, Gott sei Dank. Meine Frau schläft schon, und ich gehe jetzt auch ins Bett, wenn's recht ist. Aber Sie brauchen nur zu rufen, wenn Sie irgendwas benötigen.«

»Wir kommen schon klar. Wir sind hinten im Garten, aber wir geben uns Mühe, daß wir Sie nicht stören.«

»Kein Problem, wir haben einen tiefen Schlaf. Eher wecken Sie die Toten auf als uns.«

O'Gara nahm seine Kaffeetasse mit nach oben. Mick füllte den restlichen Kaffee in eine Thermoskanne und verschloß sie. Dann holte er eine Flasche *Jameson* aus dem Küchenschrank und füllte den silbernen Flachmann auf, an dem er den ganzen Abend genippt hatte. Er schob ihn in seine Hüfttasche, nahm zwei Sechserpack *O'Keefes Old Stock Ale* aus dem Kühlschrank und reichte sie Andy, dann schnappte er sich die Thermoskanne und einen Kaffeebecher. Wir stiegen in den Cadillac und fuhren den Zufahrtsweg weiter, vorbei am eingezäunten Hühnerhof, am Schweinepferch und an den Scheunen und in den alten Obstgarten hinein. Andy stellte den Wagen ab, und Mick sagte, wir sollten warten, während er auf eine Hütte zuing, die von außen wie ein altmodisches Plumpsklo aussah, wie man es aus *Li'l Abner* kennt, offensichtlich aber ein Werkzeugschuppen war, denn er kam mit einer Schaufel zurück.

Er suchte eine geeignete Stelle aus und stieß die Schaufel in die Erde. Dabei mußte er sein ganzes Gewicht einsetzen, damit das Schaufelblatt bis zum Stiel im Boden versank. Der Regen der letzten Woche hatte nicht viel bewirkt. Mick hob eine Schaufel Erde aus und warf sie zur Seite.

Ich öffnete die Thermoskanne und schenkte mir etwas Kaffee ein. Andy zündete sich eine Zigarette an und öffnete eine Bierdose. Mick grub weiter. Dann wechselten wir uns ab, Mick, Andy und ich, und hoben nach und nach am Rand des Gartens mit den Apfel- und Birnbäumen ein tiefes, rechteckiges Loch aus. Mick sagte, es stünden auch ein paar Kirschbäume dazwischen, aber die Kirschen sei-

en sauer, man könne sie nur für Kuchen nehmen, und es sei einfacher, sie den Vögeln zu überlassen, als sich die Mühe zu machen, sie zu ernten. Zumal die Vögel sowieso den Löwenanteil bekämen, egal, was man tat.

Ich trug eine leichte Windjacke und Andy eine Lederjacke, aber inzwischen hatten wir beide unsere Jacken ausgezogen. Mick hatte von Anfang an nichts über seinem Freizeithemd angehabt. Kälte schien ihm nicht sonderlich viel auszumachen. Hitze im übrigen auch nicht.

Als Andy zum zweiten Mal dran war, nahm Mick einen Schluck Whiskey, kippte einen großen Schluck Bier hinterher, seufzte tief auf und sagte: »Ich sollte öfter hier rausfahren. Nachts kann man die Schönheit dieses Ortes gar nicht wirklich ermessen, selbst wenn der Mond scheint, aber man kann spüren, wie friedlich es hier ist, nicht wahr?«

»Ja.«

Er sog die Luft ein. »Riechen kann man es auch. Schweine und Hühner. Ein widerlicher Gestank, wenn man nah dran ist, aber auf diese Entfernung gar nicht so schlimm, was?«

»Überhaupt nicht.«

»Mal eine Abwechslung zu Autoabgasen und Zigarettenrauch und all dem Mief in der Stadt. Aber vielleicht würde mir der Geruch auch mehr ausmachen, wenn ich immer hier wäre. Andererseits – wenn ich immer hier wäre, würde er mir vermutlich gar nicht mehr auffallen.«

»Angeblich ist das so. Sonst würden es die Leute wohl kaum in Städten mit Papierfabriken aushalten.«

»Oh Gott, Papierfabriken – das ist der übelste Gestank überhaupt.«

»Ziemlich übel, ja. Aber Gerbereien müssen noch schlimmer sein.«

»Das gilt wohl nur für den Herstellungsprozeß. Den Endprodukten merkst du nichts an. Leder riecht angenehm, und Papier riecht überhaupt nicht. Und es gibt wohl keinen schöneren Geruch als den nach Schinken, der gerade in der Pfanne brutzelt, und kommt der nicht genau aus dem Schweinepferch, der sogar auf diese Entfernung noch unseren Geruchssinn beleidigt? Da fällt mir übrigens was ein.«

»Was denn?«

»Das Geschenk, das du vorletztes Jahr von mir zu Weihnachten bekommen hast. Eine Haxe von meinen eigenen Schweinen.«

»Das war sehr großzügig.«

»Und genau das Richtige für eine jüdische Vegetarierin!« Beim Gedanken daran mußte er den Kopf schütteln. »Was für eine großartige Frau! Sie hat sich so herzlich bei mir bedankt, daß mir erst Stunden später aufgefallen ist, was für ein völlig unpassendes Geschenk ich ihr gemacht hatte. Hat sie sie dir trotzdem gebraten?«

Das hätte sie, wenn ich es gewollt hätte, aber warum hätte Elaine etwas kochen sollen, was sie hinterher nicht essen würde? Ich esse oft genug Fleisch, wenn ich unterwegs bin. Aber egal, ob zu Hause oder unterwegs, mit der Haxe hätte ich wohl auf jeden Fall so meine Probleme gehabt. Ich habe Mick bei der Suche nach einem verschwundenen Mädchen kennengelernt. Wie sich herausstellen sollte, hatte ihr Liebhaber sie umgebracht, ein junger Mann, der für Mick arbeitete. Die Leiche hatte er beseitigt, indem er sie an die Schweine verfütterte. Als Mick das herausfand, war er so außer sich, daß er – in ausgleichender Gerechtigkeit – den Schweinen ein weiteres Festmahl servierte. Die Haxe, die er uns gebracht hatte, stammte von einer anderen Generation von Schweinen, die zweifelsohne von Getreide und Abfällen fett geworden waren, aber ich hatte sie trotzdem mit Vergnügen an Jim Faber weitergegeben, dem der Genuß nicht von dem Wissen um diese Geschichte getrübt wurde.

»Ein Freund von mir hat sich an Weihnachten ein Festmahl daraus bereitet. Er meinte, es sei die beste Haxe gewesen, die er je gegessen hätte.«

»Saftig und zart.«

»Genau das hat er gesagt.«

Andy Buckley warf die Schaufel zur Seite, kletterte aus dem Loch und trank eine der Bierdosen fast auf einen Zug leer. »Mein Gott«, sagte er, »bei so einer Arbeit wird man richtig durstig!«

»Zwanzig-Dollar-Eier und Tausend-Dollar-Haxen«, sagte Mick. »Ein toller Beruf, diese Landwirtschaft. Da kann man einfach nicht falsch liegen.«

Ich schnappte mir die Schaufel und machte mich an die Arbeit.

Als ich nicht mehr konnte, übernahm Mick. Nach ein paar Minuten lehnte er sich auf die Schaufel und seufzte. »Das werde ich morgen spüren«, sagte er. »So ein Haufen Arbeit. Aber es wird sich auch gut anfühlen.«

»Ehrliche, körperliche Arbeit.«

»So was habe ich im Alltag selten. Wie sieht das bei dir aus?«

»Ich laufe ziemlich viel rum.«

»Angeblich ist das ja die beste körperliche Betätigung.«

»Das und sich vom Eßtisch wegstemmen.«

»Oh ja, das ist das schwierigste, und es wird mit zunehmendem Alter nicht leichter.«

»Elaine geht ins Fitneßstudio. Dreimal die Woche. Ich hab's auch versucht, aber das langweilt mich zu Tode.«

»Aber du gehst viel zu Fuß.«

»Genau.«

Er zog seinen Flachmann aus der Tasche, und das Mondlicht spiegelte sich in dem silbrigen Metall. Er nahm einen Schluck, steckte ihn wieder ein und griff erneut zur Schaufel. »Ich sollte öfter hier rauskommen. Weißt du, wenn ich hier bin, dann mache ich lange Spaziergänge. Und ich übernehme auch Arbeiten, wobei ich allerdings den Verdacht habe, daß O'Gara alles nochmal machen muß, sobald ich wieder weg bin. Für Farmarbeit hab ich kein Talent.«

»Aber du bist gern hier.«

»Ja, das bin ich, und trotzdem bin ich nie hier. Und wenn ich es so genieße, hier zu sein, wieso juckt es mich dann immer dermaßen, in die Stadt zurückzukommen?«

»In der Stadt ist mehr los«, sagte Andy.

»Ob es daran liegt? Als ich bei den Brüdern war, hat mir das nicht gefehlt.«

»Bei den Mönchen?« fragte ich.

Er nickte. »Die Thessalonischen Brüder. Auf Staten Island, gerade mal eine Überfahrt mit der Fähre von Manhattan entfernt, aber man hat das Gefühl, als lägen Welten dazwischen.«

»Wann warst du zuletzt dort? Das war doch dieses Frühjahr, oder?«

»Die letzten beiden Maiwochen. Juni, Juli, August, September. Vor vier Monaten also in etwa. Nächstes Mal mußt du unbedingt mitkommen.«

»Ja klar, ganz bestimmt.«

»Wieso denn nicht?«

»Mick, ich bin nicht mal katholisch.«

»Wer kann schon beurteilen, was du bist und was nicht? Du bist doch auch mit mir zur Messe gegangen.«

»Da geht's auch nur um zwanzig Minuten, nicht um zwei Wochen. Ich würde mich einfach fehl am Platz fühlen.«

»Würdest du nicht. Das ist einfach ein Ort, an dem man eine Auszeit nehmen kann. Hast du dir noch nie eine Auszeit gegönnt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ein Freund von mir macht das gelegentlich.«

»Bei den Thessaloniern?«

»Bei den Zen-Buddhisten. Die müssen irgendwo hier in der Gegend sein, fällt mir da gerade ein. Gibt es hier in der Nähe einen Ort namens Livingston Manor?«

»Doch, ja, den gibt es, und der ist auch gar nicht weit von hier.«

»Tja, das Kloster ist da ganz in der Nähe. Er war schon drei- oder viermal dort.«

»Dann ist er also Buddhist?«

»Eigentlich ist er Katholik, aber er hat schon seit ewigen Zeiten nichts mehr mit der Kirche zu schaffen.«

»Und so geht er also zu den Buddhisten, wenn er Ruhe braucht. Kenne ich ihn, diesen Freund?«

»Ich glaube nicht. Aber er und seine Frau sind die, die deine Haxe gegessen haben.«

»Und sie gelobt haben, wenn ich mich recht erinnere.«

»Die beste, die sie je gegessen haben.«

»Ein großes Lob von einem Zen-Buddhisten. Ach Gott, die Welt ist schon seltsam, nicht wahr?« Er kletterte aus dem Loch. »Mach noch ein bißchen weiter«, sagte er und reichte Andy die Schaufel. »Ich glaube, es ist schon ganz gut so, aber es schadet ja nichts, wenn du's noch ein bißchen gleichmäßiger machst.«

Andy schaufelte los. Mir wurde allmählich kalt, also hob ich meine Windjacke vom Boden auf und zog sie an. Der Wind blies eine Wolke vor den Mond, und es wurde ein wenig dunkler. Die Wolke zog vorüber, und der Mond strahlte wieder auf uns herab. Wir hatten zunehmenden Mond, und in ein paar Tagen würde Vollmond sein.

Dreiviertelmond – so nennt man den Mond, wenn mehr als die Hälfte sichtbar ist. Elaine nennt ihn jedenfalls so. Vermutlich stammt der Begriff aus dem *Webster*, aber ich habe ihn von ihr. Und sie war auch diejenige, die mir erzählt hatte, daß der Mond, wenn man in Iowa ein Faß mit Meerwasser füllt, Gezeiten darin auslöst. Und daß die chemische Zusammensetzung unseres Blutes

ganz ähnlich ist wie Meerwasser und die Gezeiten auch in unseren Adern stattfinden.

Solche Sachen gingen mir durch den Kopf, dort unter dem Dreiviertelmond.

»Das reicht«, sagte Mick. Andy warf die Schaufel heraus, und Mick half ihm aus dem Loch. Andy holte eine Taschenlampe aus dem Handschuhfach und leuchtete in das Loch hinab, und wir sahen alle hinunter und erklärten es für ausreichend. Dann gingen wir zum Wagen, und mit einem tiefen Seufzer öffnete Mick den Kofferraum.

Einen Augenblick lang dachte ich, der Kofferraum müsse leer sein. Bis auf den Ersatzreifen natürlich, und Wagenheber und Radmutternschlüssel und vielleicht eine alte Decke und ein paar Lumpen. Aber abgesehen davon würde er leer sein.

Nur ein flüchtiger Gedanke, der mir durch den Kopf schoß, so wie die Wolke am Mond vorbeigesegelt war. Selbstverständlich erwartete ich nicht ernsthaft, daß der Kofferraum leer sein würde.

Und das war er natürlich auch nicht.

KAPITEL 2

Eigentlich sollte gar nicht ich diese Geschichte erzählen.

Im Grunde genommen ist es viel mehr Micks Geschichte als meine. Er sollte sie erzählen. Aber das wird er nicht tun.

Es ist auch die Geschichte einer Menge anderer Leute. Jede Geschichte gehört jedem, der darin vorkommt, und in dieser kommen ganz schön viele Leute vor. Es ist vor allem Micks Geschichte, aber die anderen könnten sie auch erzählen, jeder einzeln oder im Chor, auf die eine oder andere Art.

Aber sie werden es nicht tun.

Und er, dessen Geschichte es mehr ist als die von irgend jemand anderem, wird es auch nicht tun. Ich kenne niemanden sonst, der so gut Geschichten erzählen kann, und diese hier gäbe wirklich viel her, aber da könnte man lange drauf warten. Er wird sie nie erzählen.

Und ich war schließlich auch dabei. Am Anfang teilweise, in der Mitte weitgehend, und vom Ende habe ich auch so einiges mitbekommen. Insofern ist es auch meine Geschichte. Natürlich ist sie das. Wie sollte sie das auch nicht sein?

Und ich bin hier und kann sie erzählen. Und in gewisser Weise ist es mir auch unmöglich, sie *nicht* zu erzählen.

Also bleibt mir wohl keine andere Wahl.

KAPITEL 3

Am frühen Abend jenes Tages – es war ein Mittwoch – war ich zu einem AA-Meeting gegangen. Hinterher hatte ich mit Jim Faber und ein paar anderen eine Tasse Kaffee getrunken, und als ich nach Hause kam, sagte mir Elaine, daß Mick angerufen habe. »Er wollte wissen, ob du vorbeikommen könntest. Er hat nicht direkt gesagt, daß es wichtig ist, aber ich hatte schon den Eindruck.«

Also holte ich meine Windjacke aus dem Schrank und zog sie an, und auf halbem Weg zum *Grogan's* zog ich den Reißverschluß hoch. Es war September, ein sehr wechselhafter September, mit Tagen wie im August und Nächten wie im Oktober. Tage, die einen an das erinnerten, was vorüber war, und Nächte, die einen spüren ließen, was bevorstand.

Etwa zwanzig Jahre lang hatte ich in einem Zimmer im Hotel Northwestern gelebt, nördlich der Fifty-seventh Street, ein paar Häuser südlich der Ninth Avenue. Als ich schließlich umzog, war es nur quer über die Straße, ins Parc Vendôme, ein riesiges Vorkriegsgebäude, in dem Elaine und ich im vierzehnten Stock eine geräumige Wohnung mit Blick nach Süden und Westen haben.

Richtung Süden und Westen ging ich auch an jenem Abend, Richtung Süden zur Fiftieth Street, Richtung Westen zur Tenth Avenue. Das *Grogan's* liegt an der südöstlichen Ecke, eine alte, irische Schankstube, wie man sie in Hell's Kitchen und überhaupt in New York immer seltener findet: ein mit kleinen schwarzen und weißen Fliesen ausgelegter Boden, eine Decke aus gestanztem Blech, ein langer Tresen aus Mahagoni und hinter dem Tresen ein dazu passendes verspiegeltes Flaschenregal. Hinten raus ein Raum, der als Büro diente, in dem Mick Waffen, Geld und Akten aufbewahrte, und in dem er gelegentlich auf einer langen grünen Ledercouch ein Nickerchen machte. Links vom Büro ein Vorraum, an dessen Stirnseite unter einem ausgestopften Fächerfisch eine Dartscheibe hing. Auf der rechten Seite des Vorraums die Türen zu den Toiletten.

Ich ging durch die Eingangstür und ließ die Szenerie auf mich wirken: die Gäste am Tresen, eine Mischung aus Faulpelzen, Strebern und Exknackis, die wenigen besetzten Tische. Hinterm Tresen Burke, der mich mit einem ausdruckslosen Nicken zur Kenntnis nahm, und Andy Buckley, der ganz allein in dem hinteren Vorraum stand und sich mit einem Dartpfeil in der Hand nach vorne beugte. Als ein Mann aus der Toilette trat, richtete Andy sich auf, entweder um mit ihm zu reden, oder um ihn nicht mit einem seiner Dartpfeile zu treffen. Irgendwie kam mir der Typ bekannt vor, und ich versuchte gerade, das Gesicht einzuordnen, als ich ein anderes Gesicht entdeckte, das mich den Mann völlig vergessen ließ.

Im *Grogan's* gibt es keine Bedienung – man muß sich die Getränke am Tresen holen –, aber es gibt Tische, und etwa die Hälfte von ihnen war besetzt, einer von drei Männern im Anzug, der Rest von Paaren. Mick Ballou ist ein unverbesserlicher Krimineller, und das *Grogan's* ist sein Hauptquartier und der Ort, wo die meisten der noch in der Gegend wohnenden schweren Jungs rumhängen. Aber durch die Sanierung von Hell's Kitchen, das inzwischen nur noch Clinton genannt wird, war es auch für die neueren Bewohner zu einer Kneipe mit viel Flair geworden, wo man sich nach der Arbeit bei einem Bier erholte oder wo man nach dem Kino auf einen letzten Drink einkehrte. Und das *Grogan's* taugte durchaus auch als Ort, an dem man mit seinem Ehepartner eine ernsthafte, durch ein paar Drinks etwas aufgelockerte Unterhaltung führen konnte. Oder, wie in ihrem Fall, mit dem Ehepartner von jemand anderem.

Sie war schlank und dunkel, und ihr kurzes Haar umrahmte ein Gesicht, das nicht im herkömmlichen Sinn hübsch, aber gelegentlich strahlend schön war. Ihr Name war Lisa Holtzmann. Als ich sie kennenlernte, war sie verheiratet, und ihr Mann war ein Typ, den ich nicht leiden konnte, ohne daß ich hätte sagen können, warum. Dann wurde er erschossen, während er telefonierte, und sie fand im Schrank eine Stahlkassette voll Geld und rief mich an. Ich sorgte dafür, daß sie das Geld behalten konnte, und ich klärte den Mord an ihrem Mann auf, und irgendwann in jener Zeit begann ich, mit ihr ins Bett zu gehen.

Als es anging, wohnte ich noch im Northwestern. Dann sind Elaine und ich zusammen in die Wohnung im Parc Vendôme gezogen, und etwa ein Jahr später haben wir geheiratet. In dieser Zeit habe ich mich weiterhin mit Lisa getroffen. Immer war ich derjenige, der

anrief und sie fragte, ob sie Lust hätte, mich zu sehen, und immer stimmte sie freudig zu. Manchmal habe ich sie wochenlang nicht besucht, und dann dachte ich immer, die Affäre hätte sich totgelaufen. Und doch kam jedesmal wieder der Tag, an dem ich mich nach der Zuflucht sehnte, die ihr Bett mir bot, und ich sie anrief, und sie mich einlud.

Soweit ich das beurteilen kann, hat diese Geschichte meine Beziehung zu Elaine nie beeinträchtigt. Ich weiß, das möchten alle immer gern glauben, aber in diesem Fall bin ich wirklich überzeugt, daß es stimmt. Unsere Affäre schien außerhalb von Zeit und Raum zu existieren. Sie war sexueller Art, natürlich, aber es ging nicht *um* Sex, genauso wenig wie es beim Trinken jemals darum geht, wie das Zeug schmeckt. Tatsächlich war es in gewisser Weise wie mit dem Trinken, oder besser gesagt spielte es für mich die gleiche Rolle wie das Trinken. Es war ein Ort, an den ich mich flüchten konnte, wenn ich nicht dort sein wollte, wo ich gerade war.

Kurz nach unserer Heirat – auf unserer Hochzeitsreise, um genau zu sein – gab Elaine mir zu verstehen, daß sie wußte, daß ich mich mit jemandem traf, und daß es ihr nichts ausmachte. Sie hat dafür nicht so viele Worte gebraucht wie ich jetzt. Sie sagte einfach nur, daß sich wegen unserer Heirat nichts ändern müsse, daß wir weiterhin die bleiben könnten, die wir seien. Aber es war eindeutig, was sie damit meinte. Vielleicht hatten all die Jahre, die sie als Callgirl gearbeitet hatte, ihr einen ganz besonderen Einblick vermittelt, wie Männer ticken, unabhängig davon, ob sie verheiratet sind oder nicht.

Nach unserer Heirat traf ich mich weiterhin mit Lisa, wenn auch seltener. Und dann war es einfach zu Ende, ohne Paukenschlag und ohne Tränen. Eines Nachmittags war ich bei ihr, oben in ihrem Adlerhorst irgendwo oberhalb des zwanzigsten Stocks eines neuen Gebäudes an der Ecke Fifty-seventh und Tenth, wir tranken Kaffee, und sie erzählte mir – etwas zögerlich –, daß sie sich seit kurzem mit jemandem traf, nichts Ernstes bis jetzt, aber vielleicht würde es das noch werden.

Und dann gingen wir ins Bett, und es war wie immer: im Grunde nichts Besonderes, aber es tat einfach gut. Trotzdem ertappte ich mich immer wieder dabei, daß ich mich fragte, was zum Teufel ich dort eigentlich tat. Ich empfand es nicht als Sünde, auch nicht als

falsch, ich konnte mir auch nicht vorstellen, daß ich damit irgend jemanden verletzte, weder Elaine noch Lisa noch mich selbst. Und dennoch kam es mir irgendwie nicht richtig vor.

Ich sagte beiläufig, daß ich sie vermutlich eine Zeitlang nicht mehr anrufen würde, daß ich ihr ein bißchen Freiraum lassen wollte. Und sie antwortete genauso beiläufig, sie glaube, das sei für's erste eine gute Idee.

Danach hatte ich sie nie wieder angerufen.

Zweimal war ich ihr zufällig über den Weg gelaufen. Einmal auf der Straße, als sie mit einem Einkaufswagen voller Lebensmittel von D'Agostino's auf dem Weg nach Hause war. *Hallo, wie geht's dir? Nicht schlecht. Und dir? Ach, auch ganz gut. Ich bin ziemlich beschäftigt. Ich auch. Du siehst gut aus. Danke. Du auch. Tja. Tja, schön, daß ich dich getroffen habe. Finde ich auch. Paß auf dich auf. Du auch.* Und einmal, als ich mit Elaine im Armstrong's war und sie am anderen Ende des Raumes saß. *Ist das nicht Lisa Holtzmann? Ja, ich glaube schon. Sie ist mit einem Mann da. Hat sie eigentlich wieder geheiratet? Ich weiß es nicht. Sie hatte ganz schön viel Pech, nicht wahr? Erst die Fehlgeburt, und dann der Tod ihres Mannes. Sollen wir rübergehen und sie begrüßen? Ach, ich weiß nicht. Sie macht den Eindruck, als ob der Typ, mit dem sie da sitzt, sie völlig in Anspruch nimmt, und außerdem sind wir Bekannte aus der Zeit, als ihr Mann noch lebte. Ein andermal ...*«

Aber es hatte kein anderes Mal gegeben. Und jetzt saß sie plötzlich im Grogan's.

Ich ging zum Tresen, und genau in dem Moment schaute sie hoch, und unsere Blicke trafen sich. Ihre Augen leuchteten auf. »Matt«, sagte sie und winkte mich zu sich herüber, »das ist Florian.«

Er sah viel zu gewöhnlich aus für solch einen Namen. Er war etwa vierzig Jahre alt, hatte hellbraunes Haar, das am Ansatz bereits ausdünnte, und trug eine Hornbrille, ein Jeanshemd und darüber eine blaue Sportjacke sowie eine gestreifte Krawatte. Mir fiel auf, daß er einen Ehering trug und sie nicht.

Er sagte *Hallo*, und ich sagte *Hallo*, und sie sagte, es wäre nett, mich zu treffen, und dann ging ich zum Tresen und ließ mir von Burke ein Glas Cola einschenken.

»Er müßte gleich wieder da sein«, sagte Burke. »Er hat schon gesagt, daß Sie kommen.«

»Da hatte er recht«, antwortete ich, oder irgend etwas in der Art, ohne wirklich mitzukriegen, was ich sagte. Ich nahm einen Schluck von meiner Cola und beobachtete über den Rand meines Glases hinweg den Tisch, an dem ich eben noch gestanden war. Keiner von beiden sah zu mir her. Sie hielten inzwischen Händchen, oder besser gesagt hielt er ihre Hand in seiner. Florian und Lisa, Lisa und Florian.

Jahrzehnte, seit ich mit ihr zusammen gewesen war. Jahre, um genauer zu sein.

»Andy ist hinten«, sagte Burke.

Ich nickte und wandte mich vom Tresen weg. Aus dem Augenwinkel sah ich eine Bewegung. Ich drehte mich um, und mein Blick kreuzte sich mit dem des Mannes, den ich aus der Toilette hatte kommen sehen. Er hatte ein breites, keilförmiges Gesicht, dichte Augenbrauen, eine hohe Stirn, eine lange, schmale Nase und volle Lippen. Ich kannte ihn, und gleichzeitig hatte ich nicht die geringste Ahnung, wer zum Teufel er war.

Er deutete ein Nicken an, aber ich hätte nicht sagen können, ob es bedeutete, daß er mich kannte, oder einfach nur eine Reaktion darauf war, daß sich unsere Blicke gekreuzt hatten. Dann drehte er sich wieder zum Tresen, und ich ging an ihm vorbei zu dem Vorraum, wo Andy Buckley – die Linie übertretend und sich weit nach vorn beugend – mit einem Pfeil auf die Scheibe zielte.

»Der Boss ist weggefahren«, sagte er. »Hättest du Lust auf eine Runde oder zwei, während du wartest?

»Eher nicht. Da kriege ich nur Minderwertigkeitskomplexe.«

»Wenn ich alles meiden würde, was mir Minderwertigkeitskomplexe macht, käme ich nie aus dem Bett.«

»Und wie steht's mit Darts? Und mit Auto fahren?«

»Jesus, das ist das Schlimmste. Da ist eine Stimme in meinem Kopf, die sagt: ›Schau dich doch an, du Niete. Achtunddreißig Jahre, und alles, was du kannst, ist Auto fahren und Darts spielen. Nennst du das etwa ein Leben, du Niete?«

Er warf einen Pfeil und traf mitten ins Schwarze. »Tja«, fügte er hinzu, »wenn Darts alles ist, was man kann, kann man es auch gleich richtig machen.«

Er ging und zog die Pfeile aus der Scheibe, und als er wieder zurückkam, sagte ich: »Da steht ein Typ am Tresen, oder zumindest stand er da gerade noch. Wo zum Teufel ist er jetzt hin?«

»Von wem redest du?«

Ich trat etwas zurück, bis ich die Gesichter im Spiegel hinter dem Tresen sehen konnte. Das, nach dem ich Ausschau hielt, konnte ich nicht entdecken. »Ein Typ ungefähr in deinem Alter. Vielleicht ein bißchen jünger. Hohe Stirn, und ein Gesicht, das nach unten spitz zuläuft.« Ich fuhr fort, das Gesicht zu beschreiben, und Andy runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

»Keine Ahnung. Ist er noch da?«

»Ich sehe ihn nicht mehr.«

»Meinst du vielleicht Mr. Dougherty? Der sitzt gleich da drüben und ...«

»Ich kenne Mr. Dougherty, und er dürfte etwa – na, ich vermute, neunzig Jahre alt sein. Der, den ich meine, ist ...«

»So alt wie ich oder jünger, ich weiß, das hast du gesagt, und mir war es entfallen. Eins sage ich dir: Jedesmal, wenn ich mich umdrehe, sind da mehr, die jünger sind als ich.«

»Das kannst du laut sagen.«

»Wie auch immer. Ich sehe den Typen nirgendwo, und die Beschreibung sagt mir auch nichts. Was ist denn mit ihm?«

»Er muß wohl gegangen sein. Ich dachte, du hättest dich vielleicht mit ihm unterhalten.«

»Am Tresen? Ich war die letzte halbe Stunde hier hinten.«

»Er verließ gerade die Toilette, als ich zur Tür reinkam. Und irgendwie kam er mir bekannt vor, und ich dachte, er hätte was zu dir gesagt, oder vielleicht hast du auch nur gewartet, bis er aus dem Weg war, damit du ihm nicht einen Pfeil ins Ohr jagst.«

»Allmählich wünsche ich mir schon, genau das wäre passiert. Dann wüßten wir jetzt wenigstens, wer er ist. »Klar weiß ich, wen du meinst: das Arschloch, das einen Dartpfeil als Ohring trägt.««

»Und du kannst dich nicht erinnern, mit jemandem gesprochen zu haben?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich will nicht behaupten, ich hätte mit niemandem gesprochen. Den ganzen Abend gehen Leute auf die Toilette, und ich stehe hier und spiele Darts, und ab und zu bleibt einer mal kurz bei mir stehen. Ich rede mit ihnen, ohne sie richtig wahrzunehmen, außer wenn ich das Gefühl habe, daß sie vielleicht Lust auf ein Spiel haben – mit ein oder zwei Dollar Einsatz. Und heute abend hätte ich mich darauf auch nicht eingelassen, weil ich weiß, daß wir losfahren, sobald er auftaucht, und was sagst du nun? Schon ist er da.«

Mick Ballou ist ein großer Mann, und er sieht aus, als hätte man ihn aus Granit gemeißelt, wie eine Steinzeit-Skulptur. Er hat erstaunlich leuchtend grüne Augen, die eine deutliche Warnung ausstrahlen, sich ja nicht mit ihm anzulegen. An diesem Abend trug er eine graue Hose und ein blaues Freizeithemd, aber er hätte genauso gut die Metzgerschürze seines verstorbenen Vaters tragen können, übersät mit alten und neuen Blutflecken.

»Bist du wahrhaftig gekommen«, begrüßte er mich. »Guter Mann. Andy holt den Wagen. Du hast doch nichts gegen einen kleinen Ausflug an einem schönen Septemberabend?«

Mick genehmigte sich noch schnell am Tresen einen Drink, dann verließen wir die Kneipe, die ein Journalist einmal »das Hauptquartier seines kriminellen Imperiums« genannt hatte, und stiegen in den dunkelblauen Cadillac. Diese Bezeichnung war, wie Elaine ganz richtig bemerkt hatte, etwas unglücklich gewählt, denn Micks Stil war insgesamt nicht mal ansatzweise imperial. Er war feudal. Mick war der König auf seiner Burg, und die bloße Kraft seiner körperlichen Präsenz war sein Zepter. Seine Getreuen wurden belohnt, Rivalen im Burggraben ertränkt.

Und er war, wie mir stets bewußt war, ein seltsamer Freund für einen ehemaligen Polizisten und jetzigen Privatdetektiv. Nach all den Jahren waren seine Hände genauso blutbefleckt wie seine Schürze. Aber offensichtlich kann ich das zur Kenntnis nehmen, ohne ihn zu verurteilen oder mich von ihm zu distanzieren. Ich bin mir nicht sicher, ob das von emotionaler Reife oder eher von gewollter Begriffsstutzigkeit zeugt. Ich bin mir auch nicht sicher, ob das überhaupt eine Rolle spielt.

Ich habe eine ganze Reihe Freunde, aber nur wenige, die mir nahe stehen. Die Bullen, mit denen ich damals zusammengearbeitet habe, sind inzwischen pensioniert, und ich habe sie schon lange aus den Augen verloren. Meine Kneipenfreundschaften sind den Bach runtergegangen, als ich aufgehört habe zu trinken und in Kneipen rumzuhängen, und meine AA-Freundschaften basieren – bei aller Tiefe und Festigkeit – auf dem gemeinsamen Willen, nüchtern zu bleiben. Wir unterstützen uns gegenseitig, wir vertrauen einander, wir wissen erstaunlich intime Dinge voneinander – aber wir stehen uns nicht unbedingt nahe.

Elaine ist meine engste Freundin und mit Abstand der wichtigste Mensch in meinem Leben. Daneben gibt es noch eine Handvoll Leu-

te, mit denen mich etwas verbindet, mit jedem auf eine andere, immer aber tiefe Art und Weise. Jim Faber, mein AA-Sponsor. TJ, der in meinem ehemaligen Hotelzimmer wohnt und mein Assistent ist, wenn er nicht gerade in Elaines Laden aushilft. Ray Grulio, der kompromißlose Rechtsanwalt. Joe Durkin, Detective in Midtown North und mein letzter richtiger Kontakt bei der Polizei. Chance Coulter, der früher Zuhälter war und jetzt mit afrikanischer Kunst handelt. Danny Boy Bell, der mit Informationen dealt.

Und Mick Ballou.

Diese Freundschaften folgen, soweit ich das beurteilen kann, keinem bestimmten Muster. Vermutlich würde keiner von ihnen viel von den anderen halten. Aber alle sind sie meine Freunde. Ich fälle kein Urteil über sie, und auch nicht über die Freundschaft, die uns verbindet. Das kann ich mir nicht leisten.

All das ging mir durch den Kopf, während Andy fuhr und Mick und ich Seite an Seite auf der riesigen Rückbank saßen. Wir sprachen ein bißchen über den neuen japanischen Werfer der Yankees, der nach einem vielversprechenden Start inzwischen eher enttäuschend spielte. Aber keiner von uns hatte sonderlich viel zu dem Thema beizusteuern, und so fuhren wir die meiste Zeit schweigend dahin.

Wir fuhren durch den Lincoln Tunnel nach New Jersey, dann auf der Route 3 Richtung Westen. Danach achtete ich nicht mehr darauf, welche Straßen wir nahmen. Wir durchquerten eine Art Vorort-Industriegebiet und kamen schließlich zu einem massiven, einstöckigen Betonklotz, der hinter vier Meter hohem Drahtzaun thronte, der oben mit Stacheldrahtrollen verstärkt war. RÄUME ZU VERMIETEN stand auf einem Schild. Ein zweites Schild erklärte das erste: E-Z LAGERHALLE/EXTRA RAUM - NIEDRIGE MIETE.

Andy fuhr langsam an dem Gebäude vorbei und bog bei der ersten Gelegenheit rechts ab. Dann umrundete er das Grundstück ein zweites Mal. »Alles ruhig und friedlich«, sagte er und hielt vor dem verschlossenen Tor. Mick stieg aus, öffnete das große Vorhängeschloß mit einem Schlüssel und schwang das Tor nach innen. Andy fuhr den Cadillac in den Hof, Mick sperrte hinter uns das Tor zu und stieg wieder ein.

»Sie machen um zehn Uhr dicht«, erklärte er. »Aber man bekommt einen Schlüssel. Man kann vierundzwanzig Stunden am Tag rein,

wobei man von zehn Uhr abends bis sechs Uhr morgens völlig ungestört ist.«

»Das kann ganz praktisch sein.«

»Weshalb ich es auch ausgesucht habe.«

Wir fuhrten um das Gebäude herum. Im Abstand von etwa vier-einhalb Metern waren Rolltore zu sehen, die man hochschieben konnte. Sie waren alle geschlossen und mit einem Vorhängeschloß gesichert. Andy hielt vor einem dieser Tore und stellte den Motor ab. Wir stiegen aus, und Mick öffnete das Schloß mit einem weiteren Schlüssel, packte den Griff und schob das Tor nach oben.

Drinne war es dunkel, aber ich wußte schon, was los war, bevor das Tor ganz oben war. Ich sog die Luft ein wie ein Hund, der den Kopf aus dem Wagenfenster streckt, und versuchte, die Gerüche zuzuordnen, die mir entgegenschlugen.

Da war der Geruch nach Tod, ganz eindeutig, nach leblosem Fleisch, das in einem warmen, nicht klimatisierten Raum vor sich hin fault. Dazu kam der Geruch von Blut, ein Geruch, der oft als kupfern beschrieben wird, der mich aber immer eher an den Geschmack von Eisen erinnert hat. Ein eiserner Geruch, wenn man so will. Dann war da der Brandgeruch von Kordit und noch ein weiterer Geruch nach irgend etwas Verbranntem. Vermutlich versengtes Haar. Und dann nahm ich noch – als unpassende Hintergrundmelodie zu all den sauren Geruchsnoten – das reiche, altvertraute Bouquet von Whiskey war. Es roch nach Bourbon, nach gutem noch dazu.

Dann ging das Licht an, eine einzelne Glühbirne oben an der Decke, und ich sah, was meine Nase mir bereits angekündigt hatte. In der Mitte des Raums mit circa fünfeinhalb Meter Durchmesser und drei Meter Höhe lagen zwei Männer, beide mit Jeans und Turnschuhen bekleidet, einer in einem dunkelgrünen Arbeitshemd mit hochgerollten Ärmeln, der andere in einem marineblauen Poloheemd.

Ich ging zu den beiden hinüber und sah sie mir an. Beide waren Ende zwanzig oder Anfang dreißig. Der mit dem Poloheemd war mir bekannt, obwohl ich mich nicht an seinen Namen erinnern konnte, falls ich ihn überhaupt jemals gehört hatte. Ich hatte ihn im *Grogan's* gesehen. Er war vor noch gar nicht langer Zeit aus Belfast gekommen, und er hatte noch diesen Akzent, bei dem die Satzmelodie gegen Ende des Satzes leicht nach oben geht, fast wie bei einer Frage.

Der Schuß war durch die Hand hindurch gegangen und in den Rumpf eingedrungen, genau unter dem Brustbein. Ein weiterer und

tödlicher Schuß hatte ihn direkt hinter dem linken Ohr getroffen. Der Schuß war aus nächster Nähe abgegeben worden, und das Mündungsfeuer hatte die Haare um die Eintrittswunde herum versengt. Es war also wirklich angesengtes Haar gewesen, das ich gerochen hatte.

Der andere Mann, der in dem dunkelgrünen Arbeitshemd, hatte aus einer Schußwunde am Hals massenweise Blut verloren. Er lag auf dem Rücken in einer Pfütze aus Blut. Auch ihm hatte man einen *coup de grâce* verpaßt, einen Schuß aus nächster Nähe mitten in die Stirn. Es war kaum nachzuvollziehen, wozu das gut gewesen sein sollte. Die Wunde am Hals hätte ausgereicht, um ihn zu töten, und wenn man sich ansah, wieviel Blut er verloren hatte, war er vermutlich bereits tot, bevor der zweite Schuß auf ihn abgefeuert wurde.

»Wer hat sie umgebracht?« fragte ich.

»Tja«, sagte Mick. »Du bist doch der Detektiv.«

Andy war draußen beim Wagen geblieben, um aufzupassen, daß uns niemand störte, und Mick hatte das Stahltor heruntergelassen, um uns gegen Blicke aus eventuell vorbeikommenden Autos abzusichern. »Ich wollte, daß du sie genau so siehst, wie ich sie gefunden habe«, sagte er. »Es hat mich nicht gerade begeistert, wegzugehen und sie einfach so liegen zu lassen, aber ich war mir unsicher, ob ich nicht irgendwelche Spuren unbrauchbar machen würde. Was verstehe ich schließlich schon von Spuren?«

»Du hast sie nicht bewegt?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich mußte sie nicht anfassen, um zu wissen, daß ich nichts mehr für sie tun konnte. Ich habe genug Tote gesehen und weiß genau, wann einer nicht mehr lebt.«

»Sogar im Dunkeln.«

»Vor ein paar Stunden war der Geruch noch nicht so intensiv.«

»War das der Zeitpunkt, wo du sie gefunden hast?«

»Ich hab nicht auf die Uhr geschaut. Es war früher Abend, und es war noch hell. So etwa zwischen sieben und acht, würde ich schätzen.«

»Und du hast alles genau so vorgefunden, wie es jetzt ist? Du hast nichts hinzugefügt und nichts weggenommen?«

»Nein.«

»Das Tor war runtergelassen, als du kamst?«

»Runtergelassen und zugesperrt.«

»Der Pappkarton da drüben in der Ecke ...«

»Da sind nur ein paar Werkzeuge drin, die wir hier manchmal brauchen. Eine Brechstange, um Lattenkisten aufzustemmen, Hammer und Nägel. Außerdem ein Elektrobohrer, aber ich nehme an, den haben sie mitgenommen. Wie alles andere auch.«

»Und was war das?«

»Whiskey. Und zwar soviel, wie auf einen kleinen Lastwagen paßt.«

Ich kniete nieder, um den Mann, den ich kannte, genauer zu betrachten. Ich bewegte seinen Arm, bis die Wunde in seiner Hand eine Linie mit der Wunde in seinem Rumpf bildete. »Eine einzige Kugel«, sagte ich. »Zumindest sieht es so aus. Ich hab das schon öfter gesehen. Scheint so eine Art Reflex zu sein. Man hebt die Hand, um die Kugel abzuwehren.«

»Und, hast du schon mal erlebt, daß das funktioniert?«

»Nur bei Superman. Man hat ihn geschlagen, ist dir das aufgefallen? Ins Gesicht. Vermutlich mit der Pistole eins übergezogen.«

»Mein Gott. Er war doch nur ein Junge. Du bist ihm in der Kneipe sicher mal über den Weg gelaufen.«

»Ja, aber ich weiß nicht, wie er heißt.«

»Barry McCartney. Er hätte noch hinzugefügt, daß er nicht mit Paul verwandt ist. Daheim in Belfast wäre das überflüssig gewesen. Im County Antrim gibt's McCartneys wie Sand am Meer.«

Ich sah mir die Hände des anderen Toten an. Sie waren unverletzt. Entweder hatte er gar nicht erst versucht, die Kugel abzufangen, oder er hatte es versucht und daneben gegriffen.

Auch er sah aus, als hätte man ihn ins Gesicht und auf den Kopf geschlagen, aber ich konnte es nicht mit Sicherheit sagen. Die Kugel, die er in die Stirn bekommen hatte, hatte seine Gesichtszüge entstellt, und das allein reichte schon als Erklärung für die Verfärbungen aus.

Jedenfalls für mich, wenn auch vielleicht nicht für jemanden, der sich auskannte. Ich hatte eine ganze Menge Tatorte gesehen, aber ich war kein Gerichtsmediziner, kein forensischer Pathologe. Eigentlich hatte ich keine Ahnung, worauf ich achten mußte und was ich aus dem, was ich sah, schließen sollte. Ich hätte die ganze Nacht über den Leichen brüten können und hätte nicht einmal einen Bruchteil von dem erfaßt, was das Auge eines Experten auf den ersten Blick erkannt hätte.

»John Kenny«, sagte Mick, bevor ich fragen konnte. »Hast du den mal kennengelernt?«

»Ich glaube nicht.«

»Aus Strabane, County Tyrone. Er lebte in Woodside in einer Pension voller Jungs aus Nordirland. Seine Mutter ist vor einem Jahr gestorben. Das erspart mir, es ihr beibringen zu müssen.« Er räusperte sich. »Er flog nach Hause, beerdigte sie und kam wieder her. Und starb in einem Raum voller Whiskey.«

»Die beiden riechen aber nicht nach Whiskey.«

»Der Raum war voller Whiskey, der Bursche selbst nicht.«

»Aber es roch nach Whiskey, als ich reinkam, und ich rieche ihn immer noch, aber das kommt nicht von den beiden.«

»Ah«, sagte er, und ich sah auf die Stelle, auf die er mit dem Finger deutete. In der Nähe der Wand waren mehrere Quadratzentimeter des Betonbodens mit zerbrochenem Glas bedeckt. Etwa ein-einhalb Meter oberhalb des Scherbenhaufens war die Wand voller Flecken, und von den Flecken war die Flüssigkeit bis zum Boden hinuntergelaufen.

Ich ging hinüber, um es mir genauer anzusehen. »Sie haben deinen Whiskey geklaut. Und sie haben eine Flasche zerbrochen.«

»Genau.«

»Aber sie ist ihnen nicht einfach aus der Hand gerutscht und beim Aufprall zerbrochen. Irgend jemand hat die Flasche mit Absicht an die Wand geworfen. Noch dazu eine volle Flasche.« Ich stocherte in den Scherben herum, bis ich die fand, auf der das Etikett klebte. »George Dickel. Hab ich mir doch gedacht, daß es nach Bourbon riecht.«

»Du hast immer noch das Näschen dafür.«

»McCartney und ... Kenny, nicht wahr?«

»John Kenny.«

»Ich nehme an, sie haben beide für dich gearbeitet.«

»Ja.«

»Und deswegen waren sie auch hier?«

»Ja. Letzte Nacht hatte ich sie gebeten, irgendwann im Laufe des Tages hier rauszufahren und ein halbes Dutzend Kisten zu holen, Scotch und Bourbon und noch irgendwas, an das ich mich nicht mehr erinnern kann. Ich hab's ihnen gesagt, und sie haben's sich aufgeschrieben. John hatte einen Kombi, einen großen, alten, völlig verrosteten Ford. In dem war genug Platz für ein paar Kisten Whis-

key. Barry sollte ihm zur Hand gehen. Sie sollten tagsüber herfahren, damit sie den Schlüssel für das Vorhängeschloß am Eingang nicht brauchten. Für den Raum hier habe ich separate Schlüssel, und davon hatte ich ihnen einen gegeben.«

»Sie wußten, wie man herfindet?«

»Sie waren schon mal hier, als wir den Lastwagen mit dem Whiskey ausgeladen haben. Sie waren nicht dabei, als wir uns den Lastwagen geschnappt haben, aber sie haben beim Entladen geholfen. Und auch sonst waren sie ein- oder zweimal im Monat hier.«

»Sie sind also hergefahren, um Whiskey zu holen. Und wo sollten sie ihn hinbringen?«

»In die Kneipe. Als sie nicht auftauchten, habe ich rumtelefoniert und mich nach ihnen erkundigt. Keiner wußte, wo sie stecken, also habe ich mich ins Auto gesetzt und bin selbst hierher gefahren.«

»Hast du dir Sorgen um sie gemacht?«

»Ich hatte keinen Grund, mir Sorgen zu machen. Der Auftrag war nicht sonderlich eilig. Es hätte sein können, daß sie vorher noch was Wichtigeres erledigen wollten.«

»Aber du warst trotzdem irgendwie beunruhigt, nicht wahr?«

»Ja. Ich hatte so ein komisches Gefühl.«

»Verstehe.«

»Meine Mutter hat immer behauptet, ich hätte das zweite Gesicht. Ich weiß nicht, ob das stimmt, aber manchmal habe ich eben so ein Gefühl. Außerdem brauchten wir den Whiskey, und ich hatte nichts anderes zu tun, warum hätte ich also nicht rausfahren und nachschauen sollen?«

»Und dann hast du sie so gefunden?«

»Ja. Ich habe nichts hinzugefügt und nichts weggenommen.«

»Was ist mit dem Kombi passiert?«

»Keine Ahnung. Ich weiß nur, daß er weit und breit nicht zu sehen ist. Ich nehme an, derjenige, der sie umgebracht hat, ist damit weggefahren.«

»Aber hier war doch mehr Whiskey, als man in einen Kombi reinkriegen würde. Für ein halbes Dutzend Kisten hätte es gereicht, aber wenn man den ganzen Raum ausräumen wollte ...«

»Dafür bräuchte man einen Lieferwagen.«

»Oder zwei Kombis, und jeder fährt mehrmals. Aber sie hätten natürlich alles auf einmal mitnehmen wollen. Sie hätten nicht nochmal in einen Raum zurückkehren wollen, in dem ein paar Tote rum-

liegen. Sie hatten einen Lastwagen, und den hat der eine von den beiden gefahren, und der andere ist mit Kennys Kombi abgedüst.«

»Für den Wagen würdest du keinen Pfennig mehr kriegen. Nicht mal für einzelne Teile. Die Karre wurde nur noch vom Rost zusammengehalten.«

»Vielleicht brauchten sie die Ladefläche. Vielleicht hat nicht alles auf den Lastwagen oder Lieferwagen gepaßt, und sie mußten die restlichen Kisten im Kombi verstauen.«

»Und dann ist eine Flasche übrig geblieben, und die haben sie gegen die Wand gedonnert.«

»Schwer nachzuvollziehen, was das sollte. Es ist ja nicht so, daß die Flasche einfach runtergefallen wäre. Die hat jemand gegen die Wand geschleudert.«

»Vielleicht hat es ein Handgemenge gegeben ...«

»Aber danach sieht es überhaupt nicht aus. Die Mörder haben deinen Jungs aufgelauret, ihnen die Pistole über den Schädel gezogen und sie dann erschossen. Das scheint mir soweit sicher zu sein, und es ist nicht ganz einfach, in diesem Szenario eine zerbrochene Flasche unterzubringen.« Ich bückte mich und kam wieder hoch. »Die Flasche war offen. Hier ist der Flaschenhals. Der Verschuß ist weg, und das Siegel ist aufgebrochen.« Ich schloß die Augen und versuchte mir vorzustellen, wie es sich abgespielt hatte. »Kenny und McCartney sind hier drin. Sie haben die Kisten eingeladen und genehmigen sich, bevor sie losfahren, einen Drink. Dann kommen die Bösewichte mit der Knarre in der Hand rein. ›Immer mit der Ruhe. Nehmt erst mal einen Schluck', sagt Kenny, oder McCartney. Er hält ihnen die Flasche hin, der Schütze nimmt sie und pfeffert sie gegen die Wand.«

»Und warum?«

»Ich weiß es nicht. Außer du wärst von *Carry Nation* und der Bürgerinitiative gegen Kneipen überfallen worden.«

»Wo wir die ganze Zeit von Whiskey reden.« Er zog seinen Flachmann aus der Tasche und nahm einen Schluck. »Mann, die beiden hätten keine offene Flasche gefunden. Sämtliche Kisten waren versiegelt. Sie hätten eine Kiste aufbrechen müssen, wenn sie was hätten trinken wollen, und das hätten sie nicht gemacht.«

Ich wandte mich wieder den Leichen zu. Oben auf der Lache, die sich aus dem Blut aus John Kennys Hals gebildet hatte, schwamm ein kleiner Glassplitter. »Die Flasche wurde zerbrochen, als die

Männer schon tot waren. Sie haben sie umgebracht, dann haben sie eine der Kisten geöffnet und sich während des Aufladens ein paar Drinks genehmigt. Und dann die Flasche zerschmettert. Aber wieso?»

»Vielleicht hat ihnen der Whiskey nicht geschmeckt.«

»In manchen Gegenden ist es verboten, mit einer offenen Flasche mit Alkohol drin rumzufahren. Aber irgendwie kann ich mir nicht vorstellen, daß ihnen das Sorgen bereitet hätte. Das ist wie eine Geste, mit der man seine Verachtung zum Ausdruck bringt, nicht wahr? Indem man eine Flasche an die Wand wirft. Oder vielleicht ist es auch so was ähnliches, wie wenn man nach einem Trinkspruch das leere Glas in den Kamin wirft. Wieso auch immer, es war jedenfalls ganz schön blöd.«

»Warum das?«

»Weil Glas ein guter Träger für Fingerabdrücke ist, und die Chancen stehen ziemlich gut, daß sich auf einer dieser Scherben ein brauchbarer Abdruck befindet. Und Gott allein weiß, was ein Labor-techniker sonst noch alles finden würde.« Ich drehte mich zu Mick um. »Du hast zwar aufgepaßt, daß du am Zustand des Tatorts nichts veränderst, aber das ist natürlich verlorene Liebesmüh, wenn ich der einzige bin, der ihn zu sehen kriegt. Ich habe weder die Ausbildung noch die Mittel, um hier irgendwas auszurichten. Aber ich nehme mal an, daß du das hier nicht der Polizei melden wirst.«

»Nein, das werde ich nicht.«

»Hätte mich auch gewundert. Und wie soll es jetzt weitergehen? Willst du die Leichen wegschaffen?«

»Nun ja. Ich kann sie ja schlecht hier liegen lassen, oder?«

KAPITEL 4

Wir legten beide Leichen gemeinsam in das Grab, das wir ausgehoben hatten. Bevor wir sie in den Kofferraum gepackt hatten, hatten wir jede einzeln in ein Lechentuch aus zwei schwarzen Plastiksäcken gewickelt, und wir nahmen die Säcke auch nicht ab, als wir sie zum Grab trugen.

»Eigentlich sollte jemand ein Gebet sprechen«, sagte Mick, der verlegen neben dem Grab stand. »Weiß einer von euch ein Gebet?«

Mir fiel nichts Passendes ein. Ich schwieg, und Andy schwieg

ebenfalls. Mick sagte: »John Kenny und Barry McCartney. Ah, ihr wart gute Jungs. Möge Gott eurer Seele gnädig sein. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.« Er machte das Zeichen des Kreuzes über dem Grab, dann ließ er die Hände sinken und schüttelte den Kopf. »Man sollte doch meinen, mir würde wenigstens ein verdammtes Gebet einfallen. Eigentlich hätten wir einen Priester mitbringen sollen, aber das ist noch das geringste Problem. Eigentlich hätten sie ein anständiges Begräbnis verdient. Jesus, eigentlich hätten sie noch dreißig Jahre länger leben sollen, und verdammt nochmal, egal, was sie hätten haben sollen – alles, was sie kriegen, ist ein Loch im Boden und drei Männer, die über das Ganze nur den Kopf schütteln können. Die armen Schweine. Begraben wir sie und bringen wir die Sache hinter uns.«

Das Loch wieder zuzuschaufeln ging sehr viel schneller, als es auszuheben. Trotzdem dauerte es seine Zeit. Wir hatten nur die eine Schaufel und wechselten uns ab, so wie vorher auch. Als wir fertig waren, war noch Erde übrig. Mick schaufelte sie in einen Schubkarren, den er aus dem Geräteschuppen geholt hatte, und lud sie fünfzig Meter entfernt tief drinnen im Obstgarten ab. Dann kam er zurück, brachte den Schubkarren zusammen mit der Schaufel in den Schuppen und kam wieder zu uns, um einen letzten Blick auf das Grab zu werfen.

»Man sieht schon aus tausend Meter Entfernung, was es ist, oder? Naja, außer O'Gara ist nie jemand hier draußen, und es ist nicht das erste, das er zu sehen kriegt. Ein guter Mann, dieser O'Gara. Er weiß, wann er besser nicht zu genau hinschaut.«

In der Küche des Farmhauses brannte noch das Licht. Ich spülte die Thermoskanne aus und stellte sie auf das Abtropfbrett, und Mick stellte die ungeöffneten Bierdosen zurück und füllte seinen Flachmann mit Jameson auf. Dann stiegen wir wieder in den Cadillac und fuhren nach Hause.

Es war noch dunkel, als wir losfuhren, und es herrschte noch weniger Verkehr als bei der Hinfahrt, und im Kofferraum waren auch keine Leichen mehr, die uns gezwungen hätten, die Geschwindigkeitsbeschränkungen einzuhalten. Trotzdem fuhr Andy nie mehr als fünf Meilen schneller als erlaubt. Nach ein paar Minuten schloß ich die Augen. Ich schlief nicht ein, ich ließ nur meine Gedanken schweifen. Als ich die Augen wieder öffnete, waren wir auf der

George Washington Bridge, und im Osten wurde der Himmel allmählich hell.

So hatte ich also mal wieder eine Nacht durchgemacht, die erste seit langer Zeit. Manchmal waren Mick und ich die ganze Nacht im *Grogan's* gesessen, wenn die Türen zugesperrt und die Lichter ausgeschaltet waren und nur noch eine abgedunkelte Glühbirne über unserem Tisch brannte, und hatten uns Geschichten erzählt oder miteinander geschwiegen, bis die Sonne aufging. Gelegentlich rundeten wir die Nacht mit der 8-Uhr-Messe in St. Bernard's ab, der Metzgermesse, wo Mick nur einer von einer ganzen Gruppe von Männern in blutverschmierten weißen Schürzen war.

Nachdem wir die Brücke hinter uns gelassen hatten und auf dem West Side Drive waren, sagte Mick: »Wir kommen gerade richtig, weißt du. Messe in St. Bernard's.«

»Daran habe ich auch gerade gedacht. Aber ich bin müde. Ich glaube, du mußt heute ohne mich gehen.«

»Ich bin auch müde, aber ich habe das Gefühl, daß ich das heute brauche. Sie hätten einen Priester verdient gehabt.«

»Kenny und McCartney.«

»Genau. Die Familie des einen lebt in Belfast. Ihnen muß man nur mitteilen, daß es Schwierigkeiten gab und daß er gestorben ist, der arme Kerl. Kennys Mutter ist tot, aber er hat noch eine Schwester, stimmt's, Andy?«

»Zwei. Eine ist verheiratet, die andere ist Nonne.«

»Verheiratet mit unserem Herrn«, sagte Mick. Es war mir nie ganz klar, wo bei ihm die Grenze zwischen Ehrfurcht und Ironie verlief, und ich bin mir auch nicht sicher, ob es ihm selbst klar war.

Andy ließ uns am *Grogan's* raus. Mick sagte ihm, er solle den Cadillac in die Garage stellen. »Ich nehme mir ein Taxi nach St. Bernard's. Oder vielleicht gehe ich auch zu Fuß. Ist ja noch genug Zeit.«

Burke hatte den Laden schon vor Stunden dichtgemacht. Mick öffnete die stählernen Ziehharmonikatore und schloß die Tür auf. Die Lichter waren aus, und die Stühle standen auf den Tischen, damit sie nicht im Weg waren, wenn der Boden gewischt wurde.

Wir gingen in den rückwärtigen Raum, den Mick als Büro nutzte. Er drehte an dem Knopf eines riesigen alten Mosler Safes und nahm einen Stapel Geldscheine heraus.

»Ich möchte dich anheuern«, sagte er.

»Du willst mich anheuern?«

»Als Detektiv. So macht man das doch, oder? Jemand heuert dich an, und du stellst dann Nachforschungen an.«

»So läuft das, ja.«

»Ich möchte wissen, wer das war.«

Darüber hatte ich mir auch schon Gedanken gemacht. »Vielleicht war der Überfall nicht geplant. Ein Nachbar, der einen der angrenzenden Räume gemietet hat, sieht zufällig die beiden Männer und den ganzen Alkohol. Wieviel, sagtest du, war es?«

»Fünfundsechzig oder sechzig Kisten.«

»Tja, wieviel sind die wert? Zwölf Flaschen pro Kiste, und wieviel kostet eine Flasche? Sagen wir zehn Dollar? Kommt das hin?«

In seinen Augen zeigte sich eine Spur von Belustigung. »Die Preise sind gestiegen, seit du nicht mehr trinkst.«

»Wundert mich, daß sie nicht pleite gegangen sind.«

»Sie müssen ganz schön strampeln, seit sie dich als Kunden verloren haben, aber sie schaffen es. Geh mal von zweihundert Dollar pro Kiste aus.«

Ich rechnete. »Zehntausend Dollar. Lohnt sich schon, so was zu stehlen.«

»Stimmt. Sonst hätten wir das Zeug ja auch kaum gestohlen. Nur daß wir nicht das Bedürfnis hatten, jemanden umzubringen.«

»Wenn es nicht jemand war, der zufällig vorbeigekommen ist«, fuhr ich fort, »dann sind sie entweder McCartney und Kenny gefolgt, oder sie haben draußen gewartet, bis jemand kam und aufsperrte. Aber für wie wahrscheinlich hältst du das?«

Auf seinem Schreibtisch stand eine angebrochene Flasche Whiskey. Er zog den Verschuß ab und sah sich nach einem Glas um, dann nahm er kurzerhand einen Schluck aus der Flasche.

»Ich muß es einfach wissen«, sagte er.

»Und du willst, daß ich es für dich rausfinde.«

»Will ich, ja. Das fällt in deinen Arbeitsbereich, ich wäre für so was völlig unbrauchbar.«

»Also würde ich rausfinden, was dahintersteckt und wer dafür verantwortlich ist.«

»Genau.«

»Und dann würde ich diese Informationen an dich weitergeben.«

»Worauf willst du hinaus, Mann?«

»Tja, ich würde dann wohl ein Todesurteil überbringen, nicht wahr?«

»Ah.«

»Außer du hättest vor, damit zur Polizei zu gehen.«

»Nein. Nein, ich würde das nicht als etwas sehen, womit man zur Polizei geht.«

»Das dachte ich mir schon.«

Er legte die Hand auf die Flasche, ließ sie aber stehen. »Du hast doch gesehen, was sie mit den beiden Jungs gemacht haben. Sie haben sie nicht einfach nur erschossen, sondern vorher auch noch zusammengeschlagen. Ist doch nur gerecht, wenn sie dafür zahlen.«

»Gerecht? Bei Selbstjustiz fällt das Urteil meist ziemlich hart aus.«

»Ist Gerechtigkeit nicht immer hart?«

Ich war mir nicht sicher, ob ich dem zustimmen konnte. »Mein Problem ist nicht das, was du dann machst. Mein Problem ist, daß ich dann eine aktive Rolle dabei spiele.«

»Ah. Das kann ich verstehen.«

»Was du tust, ist deine Sache, und ich würde mich schwer tun, dir was anderes zu empfehlen. Du kannst nicht zu den Bullen gehen, und du wirst in deinem Alter auch kaum noch anfangen, die andere Wange hinzuhalten.«

»Das würde mir ziemlich gegen den Strich gehen.«

»Und manchmal kann man auch einfach nicht die andere Wange hinhalten oder sich raushalten und es den Bullen überlassen. In der Situation war ich auch schon.«

»Ich kann mich erinnern.«

»Ich weiß nicht, ob ich damals die richtige Entscheidung getroffen habe, aber immerhin konnte ich damit offensichtlich ganz gut leben. Wie soll ich dir also raten, nicht zur Waffe zu greifen, wenn ich an deiner Stelle vielleicht das gleiche täte? Trotzdem – es ist deine Sache, nicht meine, und ich mag nicht derjenige sein, der dir zeigt, auf wen du die Waffe richten sollst.«

Er ließ sich das durch den Kopf gehen und nickte. »Das leuchtet mir ein.«

»Die Freundschaft mit dir ist mir wichtig, und ich würde ihr zu Liebe gegen so ziemlich alle meine Prinzipien verstoßen. Aber ich glaube, dies ist keine Situation, die das unbedingt erfordert.«

Wieder fuhr seine Hand zur Flasche, und diesmal nahm er einen Schluck. »Du hast doch gesagt, daß es vielleicht Männer waren, die

das aus einem spontanen Entschluß heraus gemacht haben. Leute, die selbst einen Lagerraum gemietet und die Gelegenheit für einen schnellen Dollar gewittert haben.«

»Ist zumindest eine Möglichkeit.«

»Angenommen, du würdest nur diese Möglichkeit untersuchen«, sagte er langsam. »Angenommen, du tust, was du immer tust, stellst Fragen, machst Notizen und bringst genügend in Erfahrung, um diese Möglichkeit auszuschließen. Oder eben nicht auszuschließen.«

»Was soll das heißen?«

Er ging zur Wand, stützte sich mit einer Hand an ihr ab und starrte auf einen der handkolorierten Stahlstiche, die dort hingen. Er hat zwei Serien von Stahlstichen, drei Szenen aus dem County Mayo in Irland, wo seine Mutter geboren wurde, und drei weitere, die den Geburtsort seines Vaters in Südfrankreich zeigen. Ich weiß nicht, welches elterliche Zuhause er in diesem Moment betrachtete, und ich habe meine Zweifel, ob er es überhaupt wahrnahm.

Ohne sich umzudrehen sagte er: »Ich glaube, ich habe mir jemanden zum Feind gemacht.«

»Wie das?«

»Ich weiß es nicht. Und ich weiß nicht, wer er ist, und auch nicht, was er will.«

»Und du nimmst an, daß dieser Feind dafür verantwortlich ist?«

»Ja. Ich glaube, daß er den Jungs zu dem Lagerraum gefolgt ist oder daß er schon da war und sich auf die Lauer gelegt hat. Ich glaube, daß es ihm gar nicht so sehr um den Whiskey ging. Ich glaube, es ging mehr ums Blutvergießen als um Whiskey im Wert von zehntausend Dollar.«

»Dann hat es vermutlich schon andere Zwischenfälle gegeben?«

»Hat es. Außer ich bilde mir das nur ein. Nicht auszuschließen, daß ich mich in eine alte Jungfer verwandelt habe, die die Schränke durchsucht und unter dem Bett nachsieht. Vielleicht ist es wirklich nur das. Das, oder aber ich habe wirklich einen Feind. Und einen Verräter in den eigenen Reihen.«

Ich habe inzwischen eine Lizenz, ausgestellt vom Staat New York. Ich habe sie mir vor einiger Zeit besorgt, nachdem mir einer meiner Rechtsanwaltsklienten gesagt hatte – übrigens nicht zum erstenmal –, daß er mir mehr Aufträge geben könnte, wenn ich eine Lizenz hätte. Ich habe in letzter Zeit viel für Rechtsanwälte gearbeitet, und seit ich die Lizenz habe, ist es sogar noch mehr geworden.

Aber ich habe nicht immer eine Lizenz besessen, und ich habe auch nicht ausschließlich für Mitglieder der Anwaltschaft gearbeitet. Ich hatte auch schon mal einen Zuhälter als Klienten. Und einmal habe ich für einen Drogendealer gearbeitet.

Wenn ich für sie arbeiten konnte, warum dann nicht auch für Ballou? Wenn er mein Freund sein konnte, warum sollte er dann nicht auch mein Klient sein können?

»Du müßtest mir sagen, wie ich da raus finde«, sagte ich.

»Wo raus?«

»E-Z Storage.«

»Da sind wir doch gerade gewesen.«

»Nachdem wir durch den Tunnel waren, habe ich nicht mehr aufgepaßt. Ich brauche eine Wegbeschreibung. Und gib mir vorsichtshalber auch einen Schlüssel für das Vorhängeschloß.«

»Wann willst du hin? Andy kann dich fahren.«

»Ich fahre selbst. Sag mir einfach nur, wie ich hinkomme.«

Ich notierte mir die Wegbeschreibung. Stirnrunzelnd hielt er mir die Rolle Banknoten hin, und ich sagte ihm, er solle sein Geld wegstecken.

Er antwortete, dies sei etwas Geschäftliches, er sei ein Klient wie jeder andere, also würde er mich auch wie jeder andere bezahlen. Ich entgegnete, daß ich nur ein paar Fragen stellen würde, die vermutlich zu keinem Ergebnis führten. Wenn ich das erledigt hätte, wenn ich mit den Nachforschungen also soweit gekommen wäre, wie ich das für mich verantworten konnte, würde ich ihm mitteilen, was ich rausbekommen hatte und wieviel er mir schuldete.

»Geben dir deine Klienten nicht normalerweise einen Vorschuß? Natürlich tun sie das. Hier sind tausend Dollar. Jetzt nimm sie schon, Mann, um Himmels Willen! Die verpflichten dich zu nichts, was du nicht tun willst.«

Das wußte ich auch so. Wie hätte mich Geld mehr verpflichten sollen als Freundschaft? »Du brauchst mir keinen Vorschuß zu geben«, sagte ich. »So hoch« wird die Rechnung vermutlich gar nicht werden.«

»Das ist doch so gut wie nichts. Soviel kriegt mein Rechtsanwalt schon, wenn er nur den Telefonhörer abnimmt. Wenn die Rechnung niedriger ausfällt, kannst du mir den Rest immer noch zurückgeben.«

Ich steckte das Geld in meine Brieftasche und fragte mich, war-

um ich das nicht gleich getan hatte. Vor vielen Jahren hatte ein alter Polizist namens Vince Mahaffey mir erklärt, was ich tun solle, wenn mir jemand Geld gibt: »Nimm es, steck es ein und sag Danke. Oder tipp an deine Mütze, falls du eine trägst.«

»Danke«, sagte ich.

»Ich bin derjenige, der sich bedanken sollte. Bist du sicher, daß du keinen Fahrer willst?«

»Ganz sicher.«

»Ich kann dir auch ein Auto überlassen, und du fährst selbst.«

»Ich komme schon irgendwie hin.«

»Nachdem ich jetzt dein Klient bin, lasse ich dich am besten in Ruhe, stimmt's? Sag einfach, wenn du irgendwas brauchst.«

»Mach ich.«

»Oder wenn du irgendwas rauskriegst. Oder wenn du zu dem Ergebnis kommst, daß es nichts rauszukriegen gibt.«

»Wie auch immer. Länger als ein oder zwei Tage dürfte es nicht dauern.«

»Egal wie lange. Ich bin froh, daß du das Geld genommen hast.«

»Tja, du hast schließlich energisch darauf bestanden.«

»Ach, wir sind schon ein paar alte Dummköpfe. Du hättest das Geld einfach widerspruchslos nehmen sollen. Und was mich angeht, ich hätte akzeptieren sollen, daß du es nicht wolltest. Aber wie hätte ich das tun können?« Er fing meinen Blick auf und sah mich lange an. »Angenommen, irgend so ein kleiner Pisser bringt mich um, bevor du den Auftrag erledigt hast. Wie würde ich mich dann fühlen? Wenn ich schon sterbe, will ich wenigstens keine Schulden bei dir haben.«

KAPITEL 5

Ich stand kurz vor zwölf auf, und noch ehe es eins war, hatte ich mir bei Avis einen Wagen gemietet und war zu E-Z Storage rausgefahren. Ich verbrachte den ganzen Nachmittag dort. Ich sprach mit dem zuständigen Menschen, einem gewissen Leon Kramer, der erst sehr argwöhnisch war, sich aber schnell in eine Plaudertasche verwandelte.

Elaine hat in einem Lagerhaus ein paar Blocks westlich von unserer Wohnung einen Lagerraum gemietet, wo sie Kunstgegenstände

und Antiquitäten einlagert, die in ihrem Laden keinen Platz mehr finden, aber das System bei E-Z in New Jersey war völlig anders und sehr viel nachlässiger. Wenn wir in unseren Raum wollen, müssen wir uns jedes Mal ein- und wieder austragen, aber E-Z, das zwar rund um die Uhr Zugang ermöglichte, nachts aber unbewacht war, konnte diese Sicherheitsstufe nicht bieten. Ein Schild über Kramers Schreibtisch wies in großer Schrift darauf hin, daß für jegliche gelagerte Ware keinerlei Haftung übernommen wurde, und in den ersten fünf Minuten unseres Gesprächs betonte er dies noch drei weitere Male.

Es gab also keine Aufzeichnungen darüber, wer wann gekommen oder gegangen war, und außer dem Vorhängeschloß, das der jeweilige Mieter anbrachte, gab es nichts, was andere aus seinem Lagerraum fernhalten konnte.

»Die Leute möchten gern zu jeder Tages- und Nachtzeit herkommen können«, sagte Kramer. »Der Schwager will ein paar Sachen unterstellen, also können sie ihm den Schlüssel geben, ohne sich Gedanken machen zu müssen, ob sie seinen Namen auf die Liste der Zugangsberechtigten haben setzen lassen. Sie wollen sich nicht jedes Mal eintragen und eine Sicherheitsmarke tragen müssen. Bei uns geht es mehr um Abstellfläche als um Sicherheit. Niemand, der bei uns einen Raum mietet, will dort die Kronjuwelen lagern. Alles, was wirklich wichtig oder wertvoll ist, wandert in ein Tresorfach in der Bank. Hier stellen die Leute das Service aus Mutters Eßzimmer unter und die Akten aus Daddys altem Büro, die noch rumstehen aus der Zeit, bevor man ihn ins Heim verfrachtet hat. Lauter Kram, wie man ihn auf dem Dachboden aufbewahren würde, nur daß man das Haus verkauft hat und in eine Wohnung mit Garten gezogen ist.«

»Oder Sachen, mit denen man nicht gern im Haus angetroffen werden möchte«, ergänzte ich.

»Davon weiß ich nichts, und davon will ich auch gar nichts wissen. Mich interessiert nur, ob der Scheck, den ich am Monatsanfang bekomme, gedeckt ist.«

»Mein Lagerraum ist meine Burg.«

Er nickte. »Mit einer Ausnahme: In einer Burg kann man wohnen, hier nicht. Ansonsten gibt's eine Menge Sachen, die man tun kann. Wir nennen es Lagerraum, aber es geht nicht nur ums Lagern. Sehen Sie das Schild da, ›Räume zu vermieten‹? Genau das bieten wir

an, den Extraraum, den Ihr Haus oder Ihre Wohnung nicht hat. Ich habe Mieter, die haben hier ihr Boot untergestellt und Motor und Anhänger dazu, weil sie da, wo sie wohnen, keinen Platz dafür haben. Andere nutzen den Raum als Werkstatt. Sie bringen ihr Werkzeug her und machen Schreinerarbeiten oder schrauben an ihrem Auto rum oder was weiß ich. Das einzige, was man nicht machen kann, ist einziehen und hier wohnen, und diese Vorschrift habe nicht ich gemacht, sondern der Bezirk oder die Gemeinde, ist ja auch egal wer. Wohnen ist verboten. Nicht daß die Leute es nicht trotzdem versuchen würden.«

Ich hatte ihm meine Visitenkarte gezeigt und ihm erklärt, daß ich für einen seiner Mieter arbeitete, dem einige Sachen abhanden gekommen waren. Er wollte es nicht der Polizei melden, bevor er nicht die Möglichkeit ausgeschlossen hatte, daß seine Angestellten ihn bestehlen. Kramer meinte, vermutlich sei genau das das Problem. Irgend jemand, der bereits einen Schlüssel hatte, hatte sich zum stillen Teilhaber seines Chefs ernannt.

Als ich ihn verließ, hatte ich eine Liste aller Mieter auf der Seite des Gebäudes, wo John Kenny und Barry McCartney erschossen worden waren. Ich hatte mir einen Vorwand überlegt – ein anderer Mieter hatte vielleicht etwas gesehen oder gehört –, und Kramer hatte sich darauf eingelassen, entweder, um mich loszuwerden, oder weil wir zu diesem Zeitpunkt bereits alte Freunde waren. Ballous Lagerraum war, wie ich bemerkte, offiziell an jemanden namens J. D. Reilly vermietet, mit einer Adresse in Middle Village in Queens.

In einem Schnellimbiss auf der gegenüberliegenden Straßenseite aß ich ein Sandwich und eine Portion Pommes Frites, stellte ein paar Fragen, kehrte dann zu E-Z Storage zurück und öffnete mit Micks Schlüssel den Raum, um nochmals den Tatort zu inspizieren. Die Gerüche, die ich die Nacht zuvor wahrgenommen hatte, waren jetzt sehr viel schwächer.

Ich hatte einen Besen und eine Kehrrechtschaufel mitgebracht, mit denen ich das zerbrochene Glas auffegte und in eine braune Papiertüte füllte. Es war ziemlich wahrscheinlich, daß sich auf einer der Glasscherben ein identifizierbarer Fingerabdruck befand, nur – was dann? Selbst wenn wirklich einer drauf war, selbst wenn ich ihn entdeckte – was sollte mir das nützen? Ein einziger Abdruck kann ausreichen, einen Verdächtigen zu überführen, aber er zaubert nun

mal keinen Verdächtigen herbei. Dafür braucht man eine komplette Serie von Fingerabdrücken und Zugang zu den entsprechenden Datenbanken. Was ich hatte, war ermittlungstechnisch gesehen wertlos und würde erst eine Bedeutung bekommen, wenn ein Verdächtiger verhaftet und ein Verfahren gegen ihn eröffnet wurde.

Aber nicht einmal dafür taugte das Material. Den Tatort hatten wir so massiv verändert, daß man ihn nicht mal mehr als solchen erkennen würde, und die Morde hatten wir auch nicht gemeldet. Die Leichen waren weggeschafft und faulten in einem namenlosen Grab vor sich hin. Was ich in der Hand hielt, war lediglich der Beweis dafür, daß eine Flasche zerbrochen war. Ich kenne Leute, die würden das als Verbrechen bezeichnen, aber niemanden, der deswegen Fingerabdrücke überprüfen würde – nur um rauszufinden, wer sie zerbrochen hatte.

Ich stand am Eingang und lauschte auf den Verkehr, dann ließ ich das Stahltor heruntergleiten. Von draußen drang kein Lärm mehr herein, aber es war schwer zu sagen, ob das irgend etwas bewies; der Verkehr war sowieso nicht sehr laut gewesen. Was mich beschäftigte, war der Lärm, den die Schüsse verursacht haben mußten. Ich nahm an, daß die Mörder das Tor heruntergelassen hatten, bevor sie das Feuer eröffneten, aber dadurch wurde der Lagerraum nicht unbedingt schalldicht.

Es war natürlich nicht auszuschließen, daß sie Schalldämpfer benutzt hatten. In dem Fall war es eher unwahrscheinlich, daß hier jemand unverhofft leichte Beute gewittert und die Tat spontan begangen hatte. Natürlich ließ sich nicht ausschließen, daß ein paar einfallreiche Soziopathen rumgelungert waren und die ganzen Whiskeykisten entdeckt hatten. Und es war auch gut möglich, daß sie Waffen dabei hatten – manche Leute verlassen das Haus grundsätzlich nicht ohne Waffe, und zwar mehr, als man gemeinhin annimmt.

Aber wer schleppt schon permanent einen Schalldämpfer mit sich herum? Ich kenne jedenfalls niemanden.

Ich schob das Tor hoch, trat nach draußen und sah mich um. Ein paar Meter weiter lud ein Mann Kartons hinten aus einem Plymouth Voyager und verstaute sie in seinem Lagerraum. Eine Frau in Khakishorts und einem grünen, rückenfreien Oberteil lehnte am Lieferwagen und sah ihm zu, wie er sich abschleppte. Das Autoradio lief, aber so leise, daß ich nur hörte, daß es Musik war, aber nicht hätte sagen können, was genau.

Außer meinem Ford war ihr Wagen der einzige auf dieser Seite des Gebäudes.

Ich kam zu dem Ergebnis, daß die Mörder vermutlich gar keine Schalldämpfer benötigt hatten. Wahrscheinlich war überhaupt niemand da gewesen, der die Schüsse hätte hören können. Und wie sehr würden ein paar laute Geräusche schon auffallen? Wenn das Stahltor geschlossen war, würde jeder in Hörweite vier oder fünf Schüsse für Hammerschläge halten und glauben, irgend jemand würde zum Beispiel eine Packkiste zunageln oder auseinandernehmen. Wir waren hier schließlich in einem Vorort, nicht in einer Sozialsiedlung in Red Hook. Man rechnete nicht mit Schüssen und man warf sich auch nicht jedes Mal zu Boden, wenn ein Lastwagen eine Fehlzündung hatte.

Blieb die Frage, wieso sie die beiden überhaupt erschossen hatten.

»Namen und Adressen«, sagte TJ und runzelte die Stirn. »Das wären dann also die Typen, die die Räume neben den Typen gemietet haben, die erschossen wurden.«

»Laut Firmenunterlagen.«

»Wenn einer übel genug drauf ist, um zwei Typen zu erschießen und eine Lastwagenladung Alk zu klauen, dann wird er doch wohl kaum seinen richtigen Namen angeben, wenn er einen Lagerraum mietet?«

»Vermutlich nicht. Obwohl schon seltsamere Dinge passiert sind. Vor ein paar Monaten hat jemand eine Bank ausgeraubt, und die Geldforderung an den Kassierer hat er auf einen seiner eigenen Einzahlungsbelege geschrieben.«

»Manche sind so dumm, daß es wehtut.«

»Sieht so aus. Aber wenn die Schützen einen falschen Namen angegeben haben, ist das auch schon ein Hinweis. Denn wenn einer der Namen auf unserer Liste falsch ist ...«

»Ja, hab's schon kapiert. Wir schauen also nach zwei Sachen: entweder nach jemandem, der ein Vorstrafenregister hat, oder nach jemandem, den es nicht gibt.«

»Keins von beiden muß unbedingt was beweisen, aber zumindest hätten wir dann schon mal einen Anhaltspunkt.«

Er nickte, setzte sich an den Computer, klapperte auf der Tastatur herum und bewegte die Maus. Ich hatte ihm den Computer zu Weihnachten geschenkt, und gleichzeitig hatte ich beide – Computer und

TJ – in meinem alten Zimmer im Northwestern untergebracht. Als Elaine und ich zusammengezogen waren, hatte ich das Zimmer im Hotel gegenüber behalten, als Büro und Unterschlupf, wo ich mich verkroch, wenn ich allein sein wollte, und wo ich dann am Fenster sitzen und stundenlang vor mich hinbrüten konnte.

Ich hatte TJ auf der Forty-second Street kennengelernt, lange bevor sie die Deuce verschönert hatten, und schon bald hatte er sich selbst zu meinem Assistenten ernannt. Wie sich herausstellte, kannte er sich nicht nur auf der Straße gut aus, sondern war auch außerordentlich einfallreich. Als Elaine auf der Ninth Avenue ihren Laden eröffnete, hing er öfter bei ihr herum, fing dann an, sie gelegentlich zu vertreten, und zeigte dabei ein erstaunliches Verkaufstalent. Ich habe keine Ahnung, wo er gewohnt hat, bevor er mein ehemaliges Zimmer übernahm – alles an Adresse, was wir je von ihm hatten, war seine Piepsernummer –, aber ich nehme an, daß er immer einen Platz zum Schlafen gefunden hat. Auf der Straße lernt man eine Menge Überlebensstrategien. Zumindest sollte man das.

Inzwischen hatte er auch eine ganze Menge über Computer gelernt. Während ich die *Macworld* durchblätterte und versuchte, irgend etwas in einer Sprache zu finden, die ich verstand, hämmerte TJ auf die Tasten ein, runzelte die Stirn und pfiiff und machte sich Notizen auf dem Blatt Papier, das ich ihm gegeben hatte. Innerhalb einer Stunde hatte er herausgefunden, daß alle Namen, die Leon Kramer mir genannt hatte, zu menschlichen Wesen gehörten, die noch am Leben waren, und für alle bis auf zwei konnte er mir auch Telefonnummern liefern.

»Das bedeutet jetzt nicht unbedingt, daß die alle astrein sind«, sagte er. »Kann sein, daß jemand einen Raum gemietet und eine echte Anschrift angegeben hat, nur daß es die Anschrift von jemand anderem ist.«

»Unwahrscheinlich.«

»Die ganze Sache ist unwahrscheinlich. Ich bin in meinem Lagerraum und kriege zufällig mit, daß du da ‘ne Menge Alk in *deinem* Raum hast, und schon stehe ich da mit der Knarre in der Hand und dem Lastwagen gleich um die Ecke?«

»Der erste Teil leuchtet schon ein. Du bist da und entdeckst den Whiskey. Aber wieso solltest du mich erschießen?«

»Weil du vielleicht keinen Bock hast, untätig daneben zu stehen, wenn ich deinen Alk auf meinen Lastwagen lade und damit abdüse.«

»Und wieso würdest du nicht warten?«

»Später wiederkommen, meinst du?«

»Wieso nicht? Ich habe einen Kombi, ich werde also nur ein paar Kisten mitnehmen. Der Rest ist immer noch da, wenn du mit einem Lastwagen wiederkommst und jemanden dabei hast, der dir beim Schleppen hilft. Du kannst es auch nachts machen, dann ist die Gefahr, daß es jemand mitkriegt, nicht so groß.«

»Wenn du weggehst und später wiederkommst, mußt du dir natürlich mit dem Schloß was einfallen lassen.«

»Na und? Das bohrst du auf, oder du nimmst eine Bügelsäge. Oder du sprühst es mit *Freon* ein und bearbeitest es mit dem Hammer. Was, glaubst du, ist schwieriger: ein Schloß aufkriegen oder zwei Männer aus dem Weg räumen?«

Er klopfte auf den Zettel. »Klingt, als würden wir hiermit nur unsere Zeit verschwenden.«

»Außer wenn irgend jemand auf dieser Liste was gehört oder gesehen hätte.«

»Ziemlich unwahrscheinlich.«

»Das meiste im Leben ist ziemlich unwahrscheinlich.«

Er warf einen Blick auf die Liste mit den Namen und Nummern und schüttelte den Kopf. »Sieht aus, als müßte ich ein paar Anrufe machen.«

»Die mache ich.«

»Nee, ich. Die meisten wohnen in Jersey. Wenn du anrufst, hast du die Gespräche auf der Telefonrechnung. Wenn ich anrufe, kosten sie nix.«

Vor ein paar Jahren hatte ich die Unterstützung zweier Computer-Hacker aus der Highschool gebraucht, und zum Dank hatten sie sich durch das labyrinthische Computersystem der Telefongesellschaft gewühlt und dafür gesorgt, daß alle meine Ferngespräche gebührenfrei blieben. Da ich nichts dagegen unternommen hatte, machte ich mich juristisch gesehen des Diebstahls schuldig, aber ich hatte deswegen nicht unbedingt schlaflose Nächte. Ich wußte nicht einmal mit Sicherheit, welche Telefongesellschaft ich da betrog, und ich hatte auch keine Ahnung, wie ich das Ganze hätte klären sollen.

Die kostenlosen Telefonate gehörten zu dem Hotelzimmer, also hatte TJ sie geerbt, als er eingezogen war. Er hatte eine zweite Leitung legen lassen, für das Modem, damit er gleichzeitig telefonieren und im Internet sein konnte.

Das ist die Zukunft, und ich nehme an, so funktioniert es auch. Aber ich bin altmodisch und finde es auf perverse Weise tröstlich, daß ich zu alt bin, um mich noch zu ändern. Alles, was ich kann, ist an Türen klopfen und eine Menge Fragen stellen.

»Du solltest mit deinem Brooks-Brothers-Akzent reden.«

»So, meinst du? Ich hatte ja eher gedacht, ich sollte klingen wie jemand, der klar seine Meinung vertritt.« Er verdrehte die Augen und sagte mit der Stimme eines *National Public Radio*-Ansagers: »Seien Sie versichert, Sir, daß in meiner Rede weder das Wort ›Asphalt‹ noch das Wort ›Afrika‹ vorkommen wird.«

»Ich liebe es, wenn du so redest. Das ist, als würde man einem Hund zusehen, wie er auf den Hinterbeinen geht.«

»Ist das ein Kompliment oder eine Beleidigung?«

»Sowohl als auch. Auf eins solltest du jedenfalls achten: Vergiß nicht, daß du mit Leuten aus Jersey redest. Wenn du zu deutlich sprichst, verstehen sie dich nicht.«

Elaine und ich gingen essen und anschließend ins Kino, und zu guter Letzt erzählte ich ihr, was los war. »Ich glaube nicht, daß TJ irgendwas in Erfahrung bringen wird«, sagte ich. »Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß irgend jemand von den anderen Mietern gestern während der Schießerei da draußen war. Und falls doch, würde es mich überraschen, wenn sie was mitbekommen hätten.«

»Was willst du jetzt tun?«

»Wahrscheinlich gebe ich ihm sein Geld zurück, oder zumindest so viel, wie er sich zurückgeben läßt. Das Geld ist das kleinere Problem. Ich glaube, er hat Angst.«

»Mick? Das kann ich mir nur schwer vorstellen, daß Mick vor irgendwas Angst hat.«

»Die meisten harten Jungs haben ziemlich oft Angst. Darum bemühen sie sich ja so sehr, hart zu sein. Auf jeden Fall habe ich das Gefühl, daß er beunruhigt ist, und dazu hat er ja auch allen Grund. Irgend jemand hat zwei seiner Männer völlig grundlos hingerichtet. Sie hätten niemanden erschießen müssen.«

»Dann war das also eine Botschaft?«

»Sieht so aus.«

»Aber offensichtlich keine sehr verständliche, wenn er nicht weiß, was es damit auf sich haben könnte. Wie geht es jetzt weiter?«

»Keine Ahnung. Er hat mir nicht viel erzählt, und ich habe nicht nachgebohrt. Vielleicht hat er sich mit jemandem angelegt. Vielleicht geht es erstmal eine Zeitlang rund, bevor die Sache sich klärt.«

»Gangster, die um ihr Territorium kämpfen? So was in der Art?«

»Irgend so etwas.«

»Dein Kampf ist das eigentlich nicht.«

»Nein.«

»Du wirst dich doch da nicht reinziehen lassen, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. »Er ist mein Freund. Du redest ja gern von früheren Leben und dem Karma, das einen verbindet, und ich weiß nicht, wieviel davon ich glaube, aber ich will es auch nicht ausschließen. Mick und ich sind auf irgendeiner ganz tiefen Ebene miteinander verbunden, so viel steht mal fest.«

»Aber eure Leben sind unterschiedlich.«

»Völlig. Er ist ein Krimineller. Was ich sagen will, ist: Das ist sein täglich Brot. Ich bin wahrlich kein Kandidat für die Heiligsprechung, aber im Grunde stehen er und ich auf der jeweils anderen Seite des Gesetzes.« Ich dachte einen Moment lang über das nach, was ich da gesagt hatte. »Jedenfalls, wenn man das Gesetz als etwas betrachtet, bei dem es nur zwei Seiten gibt, und da bin ich mir nicht so sicher. Der Auftrag, den ich letzten Monat für Ray Grulioiw erledigt habe, hatte den Zweck, einen Freispruch für seinen Klienten zu erwirken, und ich weiß genau, daß der Schweinehund in allen Anklagepunkten schuldig war. Also bestand meine Aufgabe in diesem Fall darin, eine gerechte Strafe zu verhindern. Und als ich noch Bulle war, habe ich mehr Meineide geschworen, als ich noch aufzählen könnte. Die Männer, gegen die ich ausgesagt habe, hatten das, was man ihnen vorwarf, auch getan, oder sie hatten irgendwas anderes getan, das wir ihnen nicht nachweisen konnten. Ich habe nie einem Unschuldigen was angehängt, oder zumindest keinem, der nicht auf jeden Fall ins Gefängnis gehörte, aber auf welcher Seite des Gesetzes bin ich gestanden, als ich log, um sie dahinzubringen?«

»Tiefschürfende Gedanken.«

»Ja, und ich bin der *Old Philosopher*. Nein, ich werde mich nicht in Micks Probleme einmischen. Da muß er allein durch. Und das wird er vermutlich auch schaffen, egal, was das Problem auch ist.«

»Das hoffe ich. Auf jeden Fall bin ich froh, daß du nichts weiter damit zu tun hast.«

Das war am Donnerstag gewesen. Als wir nach Hause kamen, hatte TJ auf Band gesprochen, aber es war spät, und so rief ich ihn erst am nächsten Morgen zurück. Er erzählte mir, daß er alle auf der Liste erreicht hatte, sogar die beiden, deren Telefonnummern er zunächst nicht hatte ausfindig machen können.

»Mit 'nem Computer hat man den längsten Arm der Welt«, sagte er. »Wenn du gern *Plastic Man* spielen möchtest, kannst du die Hand ausstrecken und jemanden berühren oder ihm auch gleich in die Taschen greifen. Aber was bringt das, wenn die Taschen leer sind?«

Und tatsächlich konnte er mir nur berichten, daß es nichts Berichtenswertes gab. Nur eine der Personen auf unserer Liste war an dem betreffenden Tag überhaupt bei E-Z Storage gewesen, und sie hatte nichts gesehen oder gehört, das ihr erinnerungswürdig erschienen wäre, geschweige denn verdächtig. Falls da ein Lastwagen gewesen war und Männer, die ihn beluden, dann war es ihr nicht aufgefallen. Und Schüsse oder sonst irgendwelche lauten Geräusche hatte sie auch nicht gehört.

Ich rief im *Grogan's* an und bat, Mick auszurichten, er solle sich bei mir melden. Ich versuchte es unter den anderen Nummern, die er mir gegeben hatte, aber nirgendwo nahm jemand ab. Er hat, verteilt über die Stadt, ein paar Wohnungen, wo er sich aufhält, wenn er schlafen oder sich in Ruhe betrinken will. Einmal hatte er mich in eine dieser Wohnungen mitgenommen, ein anonymes Ein-Zimmer-Appartement in einem Nachkriegsgebäude oben in Inwood. Darin befanden sich nur die allernötigsten Möbel, im Schrank war Wäsche zum Wechseln, dann standen da noch ein kleiner Fernseher mit einer Zimmerantenne und auf einem Küchenregal ein paar Flaschen Jameson. Außerdem stand ziemlich sicher ein anderer Name im Mietvertrag.

Ich bin mir nicht sicher, warum ich mir überhaupt die Mühe machte, ihm hinterherzutelefonieren, und ich war auch nicht unbedingt beunruhigt, daß ich ihn nirgendwo erreichen konnte. Ich hatte sowieso nur zu berichten, daß es nichts zu berichten gab. Und das war nun wirklich nicht dringend. Es würde nicht davonlaufen.

Als ich damals mit dem Trinken aufhörte und anfang, zu AA-Meetings zu gehen, habe ich von vielen Leuten viele unterschiedliche Ratschläge gehört, wie man am besten trocken bleibt. Irgendwann

habe ich begriffen, daß es einfach keine allgemeingültigen Regeln gibt – übrigens ähnlich wie im richtigen Leben – und daß man selbst entscheiden muß, wie weit man diesen Ratschlägen folgt.

Am Anfang hielt ich mich von Kneipen fern, aber als Mick und ich uns anfreundeten, verbrachte ich immer mal wieder eine lange Nacht mit ihm im *Grogan's*, trank Cola und Kaffee und sah ihm dabei zu, wie er sich den zwölf Jahre alten Irischen hinter die Binde kippte. So etwas wird im allgemeinen nicht empfohlen – ich selbst würde es jedenfalls niemandem empfehlen –, aber bis jetzt ist es mir nicht bedrohlich vorgekommen und auch nicht unpassend.

In manchen Punkten habe ich mich an die üblichen Weisheiten gehalten, in anderen nicht. Ich habe den von den AA empfohlenen zwölf Schritten durchaus eine gewisse Aufmerksamkeit geschenkt, aber ich könnte nicht behaupten, daß ich sie in den letzten Jahren bewußt gelebt hätte, und im Beten und Meditieren war ich auch nie sonderlich gut.

Zwei Sachen gibt es allerdings, von denen bin ich nie abgewichen. Ich nehme mir jeden Tag vor, die nächsten vierundzwanzig Stunden nicht zu trinken. Und nach all den Jahren gehe ich immer noch zu Meetings.

Ich gehe nicht mehr so oft wie am Anfang. Am Anfang habe ich quasi in Meetings gelebt, und es gab Zeiten, wo ich mich fragte, ob ich dieses Privileg nicht mißbrauchen würde, ob ich mit meiner dauernden Anwesenheit nicht den Platz beanspruchte, den vielleicht jemand anders brauchte. Ich fragte Jim Faber – das war noch bevor ich ihn bat, mein Sponsor zu werden –, und er meinte, ich solle mir deswegen keine Gedanken machen.

Inzwischen vergeht nur selten mal eine Woche, in der ich nicht zu mindestens einem Meeting gehe, und in der Regel sind es eher zwei oder drei. Das, das ich am regelmäßigsten besuche – ich bin eigentlich immer dort, außer wenn wir mal am Wochenende wegfahren –, ist das Zwölf-Schritte-Meeting Freitag abends in meiner Stammgruppe. Wir treffen uns in St. Paul the Apostle, drei Blocks von meiner Wohnung entfernt an der Ninth und der Sixtieth. Damals, als ich noch trank, habe ich in dieser Kirche immer Kerzen angezündet und eine Art spirituelles Schweigegeld in den Opferstock gesteckt. Jetzt sitze ich im Kellerraum auf einem Klappstuhl, trinke Kommunikationskaffee aus Styroporkelchen und werfe einen Dollar in den Sammelkorb.

Anfangs konnte ich die Sachen, die ich bei den Meetings zu hören bekam, kaum glauben. Die Geschichten selbst waren schon außergewöhnlich genug, aber mehr noch beeindruckte mich die Bereitwilligkeit, mit der die Leute Tag für Tag in einem Raum voll Fremder ihre intimsten Geheimnisse preisgaben. Und am meisten überraschte mich, daß ich mich ein paar Monate später genauso freimütig äußerte. Inzwischen ist mir diese erstaunliche Offenheit eine Selbstverständlichkeit geworden, aber wenn ich zwischendrin mal darüber nachdenke, bin ich immer noch beeindruckt, und ich höre die Geschichten auch immer noch gern.

Nach dem Treffen ging ich mit Jim Faber auf einen Kaffee ins *Flame*. Er ist die ganzen Jahre über mein Sponsor gewesen, und wir treffen uns immer noch jeden Sonntag abend zum Essen. Gelegentlich muß einer von uns beiden absagen, aber in der Regel halten wir den Termin ein und treffen uns in einem der Chinarestaurants in der Gegend und reden die ganze Zeit, von der scharfsauren Suppe bis zum Glückskeks. Inzwischen haben wir gelernt, über seine Probleme genauso zu reden wie über meine – seine Ehe hatte ihre Höhen und Tiefen, und seine Druckerei wäre vor ein paar Jahren beinahe pleite gegangen. Und wenn uns mal die eigenen Probleme ausgehen, gibt es immer noch genügend globale Probleme, über die wir uns unterhalten können.

Wir tranken unseren Kaffee und zahlten getrennt. »Auf geht's«, sagte er. »Ich komme noch bis zu deiner Wohnung mit.«

»Ich gehe nicht nach Hause, nur in die Richtung. Ich muß noch wohin, wo du vermutlich lieber nicht mitgehen würdest.«

»Dann ist es vermutlich eine Kneipe.«

»*Grogan's*. Ich habe einen Tag lang für Ballou gearbeitet, und jetzt muß ich vorbeigehen und ihm erzählen, was ich herausgefunden habe.«

»War es das, wovon du vorhin gesprochen hast?«

Während des Treffens hatte ich meine Schwierigkeiten erwähnt, manchmal an der richtigen Stelle Grenzen zu setzen. Damit hatte ich die aktuelle Situation gemeint, aber ich hatte es vermieden, irgend etwas Genaueres zu sagen.

»Es ist schwierig, das Richtige zu tun, wenn man nicht weiß, was das Richtige ist.«

»Das ist der große Vorteil, den die religiösen Fanatiker haben. Die wissen das immer.«

»Da haben sie mir einiges voraus.«

»Mir auch. Und die Kluft wird immer größer. Jedes Jahr entdecke ich ein paar neue Dinge, bei denen ich mir nicht sicher bin. Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß eine breitgefächerte Unsicherheit das Kennzeichen wahrer Reife ist.«

»Dann werde ich wohl allmählich erwachsen. Wird ja auch Zeit. Sehen wir uns Sonntag abend?«

Er bejahte. An der Ecke Fifty-seventh gaben wir uns die Hand und verabschiedeten uns, und dann ging er nach rechts, und ich überquerte die Straße. Automatisch wandte ich mich zum Eingang des Parc Vendôme, dann fiel mir auf, was ich tat, und beinahe wäre ich dann trotzdem hineingegangen. Ich war müde und konnte Ballou auch anrufen und ihm das, was ich ihm zu sagen hatte, am Telefon erzählen.

Aber dann blieb ich doch bei meinem ursprünglichen Plan und ging um das Gebäude herum und auf der Ninth Avenue Richtung Innenstadt. Ich schlenderte drei Blocks weit, vorbei an Elaines Laden, überquerte die Ninth, als die Ampel grün wurde, und legte auf der Westseite einen weiteren Block zurück. In dem Moment, als ich an der Fifty-third Street vom Randstein auf die Straße trat, tauchte direkt vor mir wie aus dem Nichts ein stämmiger Mann mit schwarzen Haaren auf, die quer über seiner Kopfhaut klebten, und drückte mir eine Waffe ins Gesicht.

Meine erste Reaktion war Ärger. Wo war er so plötzlich hergekommen, und wie hatte ich es geschafft, ihn überhaupt nicht zu bemerken? Die Kriminalitätsrate ist heutzutage ziemlich niedrig, und man fühlt sich sehr viel sicherer auf der Straße, aber aufpassen sollte man immer noch. Ich hatte mein ganzes Leben lang aufgepaßt. Was war auf einmal bloß mit mir los?

»Scudder«, sagte er.

Als ich ihn meinen Namen aussprechen hörte, fühlte ich mich gleich besser. Immerhin war ich kein zufällig ausgewählter Naivling, der trottelig genug war, um in die Rolle des auf der Straße ausgeraubten Opfers zu stolpern. Das war schon mal beruhigend, aber es trug durchaus nicht dazu bei, meine kurzfristigen Aussichten zu verbessern.

»Hier lang«, sagte er und gab mit der Waffe die Richtung vor. Wir bogten in eine dunkle Seitenstraße. Er blieb direkt vor mir und drückte mir weiterhin die Waffe ins Gesicht, während ein zweiter

Mann, der die ganze Zeit hinter mir gewesen sein mußte, auch jetzt hinter meinem Rücken blieb. Ich hatte noch keinen Blick auf ihn werfen können, aber ich konnte seine Gegenwart fühlen und seinen Bier-und-Tabak-Atem riechen.

»Du solltest aufhören, deine Nase in Lagerschuppen in Jersey zu stecken«, sagte der mit der Waffe.

»In Ordnung.«

»Was?«

»Ich sagte: in Ordnung. Ihr wollt, daß ich aufhöre, und ich selbst will auch aufhören. Kein Problem.«

»Versuchst du gerade, besonders schlau zu sein?«

»Ich versuche, am Leben zu bleiben und uns allen eine Menge Kopfweh zu ersparen. Vor allem mir. Ich habe einen Auftrag angenommen, der zu nichts führt, und ich war gerade unterwegs, um dem Mann zu sagen, daß er sich einen anderen Dummen suchen soll. Ich bin kein Kind mehr, sondern ein verheirateter Mann, und auf Ärger hab ich keinen Bock.«

Seine Nasenlöcher weiteten sich, und seine Augenbrauen glitten ein Stück nach oben. »Man hat mir gesagt, du wärst ein zäher Bursche.«

»Das ist Jahre her. Warte mal ab, wie zäh du noch sein wirst, wenn du erstmal so alt bist wie ich.«

»Und du bist bereit, die ganze Sache zu vergessen? Jersey, die Kisten mit dem Fusel, die beiden irischen Jungs?«

»Was für irische Jungs?«

Er starrte mich an.

»Siehst du?« sagte ich. »Schon vergessen.«

Er sah mich lange an, und in seinem Gesicht zeichnete sich so etwas wie Enttäuschung ab. »Tja«, sagte er, »sieht aus, als wärst du leichter zu knacken als gedacht, aber ich kann dir das jetzt trotzdem nicht ersparen.« Ich konnte mir schon vorstellen, was das bedeutete, und als der Mann hinter mir meine Oberarme packte und festhielt, wußte ich, daß ich recht behalten würde. Der Mann vor mir steckte seine Waffe unter den Gürtel und ballte die rechte Hand zur Faust.

»Muß das wirklich sein?« fragte ich.

»Nenn es einfach ein schlagendes Argument.«

Sein Schlag traf mich auf Höhe der Gürtellinie, und er legte eine Menge Kraft hinein. Mir blieb noch Zeit, meine Bauchmuskeln an-

zuspannen, und das half ein wenig, aber er wußte, wie man richtig aus der Schulter heraus zuschlägt.

»Tut mir leid«, sagte er. »Ein paar noch, okay?«

Zum Teufel damit. Ich wollte nicht noch ein paar mehr. Ich machte mich innerlich bereit, indem ich mir meine Bewegung zunächst vorstellte, bevor ich sie ausführte, und als er seine Faust zurückzog, hob ich einen Fuß leicht an und bohrte ihn dann mit voller Kraft in den Rist des Dreckskerls, der meine Arme festhielt. Ich fühlte Knochen brechen. Er schrie auf und ließ mich los, und ich machte einen Schritt nach vorn und traf den anderen Dreckskerl mit einer schnellen Rechten an der Wange.

Ich nehme an, daß er nicht gern boxte, wenn sein Gegner zurückschlagen konnte. Er machte einen Schritt nach hinten und zerrte an der Waffe, die sich unter seinem Gürtel verkeilt hatte, und ich ging auf ihn los, täuschte eine Rechte an, legte dann meine ganze Kraft in einen linken Haken und zielte auf seine rechte Seite direkt unterhalb des Brustkorbs. Ich traf, worauf ich gezielt hatte, und es geschah, was geschehen sollte. Ich habe Boxer nach einem einzigen Schlag in die Leber zu Boden gehen und nicht mehr aufstehen sehen. Ich kann nicht so hart zuschlagen wie ein Boxer, aber dafür trug ich auch keine Handschuhe, die den Schlag hätten abschwächen können. Er fiel um, als hätte man ihn auf Höhe der Knie gefällt, rollte auf dem Boden hin und her, preßte seine Hände gegen die Taille und stöhnte.

Die Waffe flog auf den Bürgersteig. Ich schnappte sie mir, kam wieder hoch und drehte mich gerade noch rechtzeitig um, als der zweite Mann, der, dem ich auf den Fuß getreten war, sich auf mich stürzen wollte. Als er die Waffe sah, hielt er mitten in der Bewegung inne.

»Verzieh dich«, sagte ich. »Los, hau ab. Auf der Stelle.«

Sein Gesicht war im Dunkeln, und ich konnte nicht erkennen, was in ihm vorging. Er sah mich an und versuchte, seine Chancen abzuschätzen, und ich preßte den Finger fester auf den Abzug. Vielleicht bemerkte er es, vielleicht war es das, was den Ausschlag gab. Er zog sich langsam tiefer in die Dunkelheit zurück, dann flitzte er um die Ecke und außer Sichtweite. Dabei humpelte er ein wenig und schonte den Fuß, den ich verletzt hatte, aber er bewegte sich trotzdem schnell. Mir fiel auf, daß er Turnschuhe trug, während ich ganz normale Lederschuhe anhatte. Wenn es umgekehrt

gewesen wäre, hätte ich ihn vielleicht nicht dazu bringen können, mich loszulassen.

Der andere Mann, der mit dem angeklebten Haar, lag immer noch am Boden und stöhnte. Ich richtete die Waffe auf ihn. Während sie auf mich gerichtet gewesen war, hatte sie viel größer gewirkt, als sie sich jetzt in meiner Hand anfühlte. Ich schob sie mir in den Hosenbund und stöhnte auf, als ich damit die Stelle streifte, an der mich sein Eröffnungsschlag getroffen hatte. Die Gegend um meine Taille war bereits jetzt total empfindlich, und am Morgen würde der Schmerz noch zehnmal schlimmer sein.

Er hätte mich nicht schlagen müssen, dieses Schwein.

Meine Wut flackerte erneut auf, und ich starrte auf ihn hinunter und sah, wie er zurückstartete. Ich holte mit dem Fuß aus, um ihm gegen den Kopf zu treten – um der Drecksau den verdammten Schädel einzutreten.

Aber ich beherrschte mich. Ich trat ihn nicht. Mein Fehler.